UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00254762 8

Kohut, Adolph
Moses Mendelssohn und
seine Familie

B
2693
K67

PURCHASED FOR THE

University of Toronto Library

FROM THE

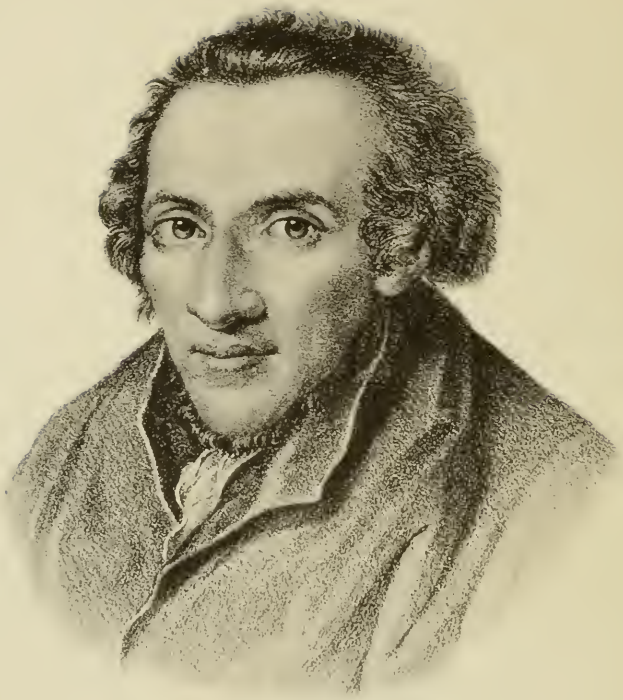
Joseph and Gertie Schwartz
Memorial Library Fund

FOR THE SUPPORT OF

Jewish Studies

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/mosesmendelssohn00kohu



Moses Mendelssohn

LICHTDRUCK V. RÖMMLER U. JONAS, DRESDEN.

Moses Mendelssohn

und seine Familie.

Eine Festschrift

zum

100jährigen Todestage Moses Mendelssohn's

am 4. Januar 1886

von

Dr. Adolph Kohut.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1886

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Vorwort.

Das Andenken guter und edler Menschen bleibt nicht blos ein Segen für die Mitwelt, sondern es spendet auch Segen fort und fort, für die kommenden Jahrhunderte. Aber gleich dem Wasserquell will es gefaßt sein, um nicht bald im dürren Boden zu versickern. Am 4. Januar 1886 ist der hundertjährige Todestag Moses Mendelssohn's, des berühmten Popularphilosophen, des Freundes Gotthold Ephraim Lessing's, des weisen und erleuchteten Humanitäts-Apostels des 18. Jahrhunderts, und so habe ich mich bemüht, das Andenken dieses ebenso verdienstvollen wie seltenen Mannes zum bescheidenen Brunnen zu fassen, damit Hunderte und Tausende daraus trinken.

Wenn es je eine Zeit gegeben, wo es geboten erschien, das Bild eines Propheten der Aufklärung, der Duldung und der Wahrheit zu zeichnen, so ist es die unserige. Unduldsamkeit, confessioneller Hader, Fanatismus und mittelalterliche Vorurtheile, die man längst in den Katakomben düsterer Jahrhunderte schlummern wähnte, sind leider zu neuem Leben erwacht und treiben am helllichten Tage ihren grausigen Spuk. Die flammenden Worte des Verkünders des reinen Menschenthums werden vielleicht das Ihrige dazu beitragen, diese Dämonen der traurigsten Epoche unserer heutigen Civilisation zu verscheuchen.

Indem jedoch die nachfolgende Schrift in erster Linie den hier angedeuteten Zweck verfolgt, will sie zugleich einen Beitrag zur Culturgeschichte des vorigen und dieses Jahrhunderts liefern. In Moses Mendelssohn und den hervorragendsten Geistern unter seinen Nachkommen spiegeln sich die Strömungen und Strebungen der Zeit auf religiösem, philosophischem, sittlichem und künstlerischem Gebiete so klar und rein wieder, daß diese Darstellung Interesse bei allen Gebildeten zu erwecken hofft.

Kein philosophisches und kein streng wissenschaftliches, systematisches Buch unterbreite ich hier dem Lesepublikum, sondern eine schlichte Säcularschrift, die vor Allem fesseln und anregen soll durch die Vorführung besonders anziehender Bilder und Geschehnisse aus dem reich bewegten Leben und der geistigen Werkstatt Moses Mendelssohns und seiner Familie.

Dresden, Ende October 1885.

Dr. Adolph Kohut.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

1. Der deutsche Sokrates 1
2. Mendelssohn als Humanitätsapostel 4
3. Mendelssohn, Lessing und „Nathan der Weise" 12
4. Mendelssohn und seine Zeitgenossen 22
5. Mendelssohn und Friedrich der Große 29
6. Mendelssohns deutsche Gesinnung und deutscher Stil 33
7. Der Humor und Witz Mendelssohns 40
8. Mendelssohns Charakter und Persönlichkeit 45
9. Moses Mendelssohn und die Frauenwelt 54
10. Mendelssohns Gattin 58
11. Die Kinder Moses Mendelssohns 67
12. Josef, Nathan und Abraham Mendelssohn 71
13. Die Töchter Moses Mendelssohns (Dorothea, Henriette und Recha.) . 82
14. Die zwei Musiker-Enkel Mendelssohns (Felix Mendelssohn-Bartholdy und Fanny Hensel) 102
15. Die zwei Maler-Enkel Mendelssohns (Philipp und Jonas Veit) . . 135
16. Die Gelehrten der Familie Mendelssohn 146

Rudolf von Gottschall

dem genialen Dichter und Literarhistoriker

verehrungsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

I.

Der deutsche Sokrates.

In einer armseligen Hütte in der Spitalstraße zu Dessau wurde „Moses Dessau“ am 6. September 1729 geboren. Noth und Elend standen an seiner Wiege, und zu der Armuth gesellte sich noch der Fluch jener düsteren Zeit, welche die Juden als Parias der Menschheit betrachtete und ihnen das Einschlagen einer geachteten und einflußreichen Laufbahn schier unmöglich machte. Aber aus diesem dürftigen, überdies noch körperlich mißgestalteten Kinde des Schreibers von Thora-Rollen und Elementarlehrers der jüdischen Gemeinde in Dessau, Mendel, ist im Laufe der Jahrzehnte ein Mann geworden, der zu den namhaftesten Geistern des 18. Jahrhunderts gehört: ein Philosoph, der die größte Klarheit mit dem schärfsten und kritischsten Urtheil verbindet; ein Schriftsteller, dessen kristallheller Stil noch für unsere Gegenwart maßgebend ist; ein Held der Glaubens- und Gewissensfreiheit, der geistige Schlachten siegreich geschlagen, deren Früchte noch kommenden Geschlechtern zum Segen gereichen werden; ein Denker, dessen Andenken durch zahlreiche Mendelssohn-Stiftungen, namentlich bei seinen Glaubensgenossen, hochgehalten wird und dessen Name, wenn ihm auch noch kein Denkmal aus Erz und Marmor gesetzt ist, in der Wissenschaft, in der Literatur und im Herzen all' Derjenigen fortleben wird, die sich an den Lehren des „deutschen Sokrates“, wie Moses Mendelssohn von seinen Zeitgenossen treffend genannt wurde, erbauen und gemüthvoll aufrichten.

Das Jahr 1729 hat Deutschland noch mit zwei anderen Männern, mit Lessing und Reimarus, beschenkt, welche von demselben Streben wie Moses Mendelssohn beseelt waren: Licht und Aufklärung zu verbreiten, die Wahrheit zu erforschen, alte, verrostete Vorurtheile aus der Welt zu schaffen und mit der Fackel der Erkenntniß in solche Schlupfwinkel und Höhlen hineinzuleuchten, wohin das Sonnenlicht der Vernunft noch nicht hingedrungen. Wie Sokrates, der unerschrocken den Schierlingsbecher leerte, ohne seine Ueberzeugung zu opfern, so erduldete auch Moses Mendelssohn die häßlichsten Verfolgungen, ohne daß er in seinen Anschauungen wankend geworden wäre. Gleich seinem großen classischen Vorbild zeichnete er sich durch milden, rücksichtsvollen und versöhnlichen Geist und Charakter aus. Jene heutzutage so sehr beliebte Rücksichtslosigkeit in der Literatur und Wissenschaft, die für Genialität gehalten wird, während sie oft nur ein Ausfluß der Reclamesucht ist, war ihm fremd; nicht nur Humanität zu lehren, sondern auch zu üben — das bildete seinen Lebensinhalt, und ist es ganz begreiflich, wenn der treueste und größte Freund Moses Mendelssohns, G. E. Lessing, in seinem „Nathan der Weise" dem Sokrates des 18. Jahrhunderts ein so unsterbliches Denkmal gesetzt hat.

Mendelssohn war ein Philosoph, aber nicht im beschränkten Sinne der Schule, welche auf einem System herumreitet, welche die Anhänger anderer Systeme verketzert und die eigene Weisheit als unabänderliches, heiliges Dogma verkündet, sondern ein Philosoph in edlem, classischem Sinne: Forschen und Erkennen diente ihm dazu, die Sittlichkeit, das Menschenglück und die Nächstenliebe zu fördern. Das Wort, welches die Biographen von Sokrates gesagt haben, hat auch auf ihn volle Anwendung: sein Ziel nach Versittlichung und Veredelung stets verfolgend, machte er es sich zugleich zur Pflicht, schwache Gemüther zu schonen, Angriffe zu meiden und den guten Einfluß, welchen selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen.

Der bescheidene Mann hatte nicht den Ehrgeiz, ein eigenes System zu gründen, er nahm vielmehr das Wahre und Edle überall an, wo er es fand, gleich Sokrates. So sagt er z. B. im Anhang zu seinem „Phädon", seinem namhaftesten Werke, u. A.: „Ich habe mir niemals in den Sinn kommen lassen, Epoche in der Weltweisheit zu machen, oder durch ein eigenes System berühmt zu werden. Wo ich eine be-

tretene Bahn vor mir sehe, da suche ich keine neue zu brechen. Haben meine Vorgänger die Bedeutung eines Wortes festgesetzt, warum sollte ich davon abweichen? Haben sie eine Wahrheit ans Licht gebracht, warum sollte ich mich stellen, als wüßte ich es nicht? Der Vorwurf der Sectirerei schreckt mich nicht ab, von Anderen mit dankbarem Herzen anzunehmen, was ich bei ihnen Brauchbares und Nützliches finde. Ich gestehe es, der Seetengeist hat dem Fortgange der Weltweisheit sehr geschadet, aber er kann, meines Erachtens, von der Liebe zur Wahrheit eher im Zaume gehalten werden, als die Neuerungssucht."

Moses Mendelssohn wollte eben in erster Linie als Volksbildner, als Verkünder der reinen Sittenlehre auf seine Nation, auf Deutschland und auf seine Zeitgenossen wirken. Und gerade deshalb hat er eine Bedeutung auch für die unmittelbare Gegenwart, der man nicht genug die reine Moral verkünden kann, die der Weltweise aus Dessau in seinen Schriften — namentlich in „Phädon", „Jerusalem" und „Morgenstunden" — mit so viel Wärme, so viel Liebe zur Menschheit und in so lichtvoller und anziehender Form vorgetragen hat. Beide: Sokrates und Mendelssohn, haben „die Philosophie vom Himmel herunter gerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführt und diese über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthigt*)!"

Aus diesem Grunde unterlasse ich es, die Bedeutung Moses Mendelssohns als Eklektiker und Popularphilosoph näher zu beleuchten — ganz Vorzügliches ist hierüber u. A. von dem in Leipzig lebenden Philosophen Dr. Moritz Brasch in „Moses Mendelssohn's Schriften zur Metaphysik und Ethik, sowie zur Religionswissenschaft, herausgegeben von Dr. Moritz Brasch, 2 Bände, Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1880" geschrieben worden — und wende mich der Darstellung jener Seiten des Mendelssohn'schen Genius zu, welche alle Gebildeten und Vorurtheilsfreien aufs Lebhafteste interessiren und die in unserer Zeit des wieder erwachten confessionellen Haders, der politischen und kirchlichen Unduldsamkeit läuternd und veredelnd wirken müssen.

*) Vgl. die bei Brockhaus erschienenen, von Prof. Mendelssohn in Bonn herausgegebenen „Ges. Schriften Moses Mendelssohn's", B. V., S. 262.

II.

Mendelssohn als Humanitätsapostel.

Im Ghetto aufgewachsen, von dem widerlichen Anblick der Verfolgungen und Verhöhnungen, denen seine Glaubensgenossen im vorigen Jahrhundert noch so vielfach Seitens des Mobs und eines gewissen Bildungspöbels ausgesetzt waren, aufs tiefste erschüttert, von den Ideen der Aufklärungsphilosophie in Frankreich wie in Deutschland aufs Innigste überzeugt, gehört Mendelssohn im Vereine mit Lessing, Herder, Reimarus, Abbt und Garve zu den namhaftesten Vertretern des welterlösenden Humanitätsgedankens. Ein Jude durch Geburt, Erziehung und Ueberzeugung, sucht er dennoch das Ideal des reinen und unverfälschten Evangeliums zu verwirklichen und die Menschen- und Nächstenliebe als das höchste Gut, das erstrebenswertheste Ziel des Lebens hinzustellen. Was Goethe empfand und aussprach, als er Schillers Bedeutung als Charakter besungen, kann auch auf Mendelssohn Anwendung finden:

Ihm glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der früh oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Alle Zeitgenossen berichten übereinstimmend, daß unser Philosoph die seltensten Charakter- und Herzenseigenschaften besaß. Einer seiner intimsten Freunde, Nicolai, schreibt über ihn: „Ich habe Mendelssohn 30 Jahre lang in so vielen Vorfällen des Lebens thätig gesehen, ich habe die außerordentlichen Beispiele seines Edelmuths, seiner unerschütter-

lichen Rechtlichkeit, seiner Wohlthätigkeit, seiner Uneigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit, Feinden zu vergeben, seiner Sanftmuth, seiner edeln Freundschaft gesehen." Interessant ist auch, was der Aesthetiker Moritz in seinen „Denkwürdigkeiten" über ihn erzählt: „In seiner Gegenwart war Einem wohl und man fühlte schon durch seinen Anblick sich gehoben und ermuntert und nie ist vielleicht Einer ungebessert von ihm gegangen. Gutmüthigkeit mit Verstand verknüpft schätzte er über Alles und er war im Lobe derjenigen Personen unerschöpflich, bei denen er diese Eigenschaften antraf. Wenn zuweilen von auffallend guten Handlungen die Rede war, die man durch lieblose Urtheile verunglimpfen und ihnen unedle Motive unterlegen wollte, so war er sehr lebhaft in der Vertheidigung solcher guten Handlungen gegen dergleichen Beschuldigungen. Sagte man, daß sie durch Ehrsucht veranlaßt wären, so erwiderte er, daß eben dieses ja schon etwas Vortreffliches sei, in guten Handlungen Ehre zu suchen; kurz, er ging mit Absicht lieber im Zutrauen als im Mißtrauen gegen menschliche Tugend und Güte des Herzens zu weit."

Das „Mitleid" hält Mendelssohn, der Optimist, in gleicher Weise für das Alpha und Omega der reinen Sittenlehre wie Schopenhauer, der Pessimist des 19. Jahrhunderts. „Nehmt einen Wilden", sagt Ersterer, „raubt ihm alles Menschliche und laßt ihm nur das Mitleiden, so wird er zur Liebe aufgelegt sein, so wird die Lust an Vollkommenheiten ihn antreiben, sich in der Schöpfung umzusehen, um die Gegenstände seiner Neigung aufzusuchen. Wo will er sie herrlicher finden als in seinen Nebenmenschen? Ist der wilde Mensch selbst nicht, nach den Gesitteten, das angemessenste Bild seines Schöpfers, das Muster der göttlichen Vollkommenheit? Thun wir die vorzügliche Neigung zu seinesgleichen hinzu, wovon bei den wildesten Thieren nicht selten Spuren anzutreffen sind, so haben wir einen sicheren Grund zur Geselligkeit gelegt, und die Natur treibt den Wilden an, sich mit seinen Nebenmenschen zusammen zu thun, denn sie hat einen Funken der Liebe in seine Seele gelegt, der bereit ist, auf seinen ersten Wink in eine Flamme aufzufahren." — Aus dem angeborenen Keim des Mitleids entsprießen Wohlwollen, Mildthätigkeit und Großmuth. Allmälig bringt der Umgang, die Geselligkeit, das Gespräch, die Aufmunterung alle sittlichen Tugenden zur Reife; sie entzünden das Herz

zur Freundschaft, die Brust zur Tapferkeit und den Geist zur Wahrheitsliebe, breiten einen Wetteifer von Dienst und Gegendienst, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechselung von Ernst und Scherz, Tiefsinn und Munterkeit über das menschliche Leben aus, die alle einsamen und ungeselligen Vergnügungen an Süßigkeit übertreffen.

Eine wahre Fundgrube seiner Humanitätsanschauungen ist in der ausgezeichneten Schrift Mendelssohns: „Jerusalem" niedergelegt. Er, der anfänglich nur als Schutzjude und dann erst seit 1763 in Folge eines speciellen königlichen Privilegs in Berlin leben durfte, hatte den Muth, seine Stimme für Toleranz zu erheben und für alle Staatsangehörigen, ohne Unterschied des Bekenntnisses, bürgerliche Gleichstellung zu verlangen! Der große Immanuel Kant richtete am 16. August 1783*) einen begeisterten Brief an Mendelssohn, worin es u. A. heißt: „Sie haben die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich unsererseits die Kirche darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen beästigen und drücken kann, von der ihrigen absondern muß."

An die deutschen Fürsten richtete Mendelssohn am Schlusse seines Werkes folgende Apostrophe, welche wie ein Mene Tekel Upharsin klingt, die Mahnung: Duldung in religiösen Sachen obwalten zu lassen. „Wenn es", so schreibt der kühne Mann, „einem unbedeutenden Mitbewohner vergönnt ist, seine Stimme bis zu Euch zu erheben, trauet den Räthen nicht, die Euch mit glatten Worten zu einem so schändlichen Beginnen, wie Glaubensvereinigung ist, verleiten wollen. Sie sind entweder selbst verblendet oder sehen den Feind der Menschheit nicht, der im Hinterhalte lauert, oder suchen Euch zu verblenden. Es ist gethan um unser edelstes Kleinod, um die Freiheit zu denken, wenn Ihr ihnen Gehör gebt! Um Eurer und unserer aller Glückseligkeit willen, Glaubensvereinigung ist nicht Toleranz, ist der wahren Duldung gerade entgegen! Bahnet einer glücklichen Nachkommenschaft wenigstens den Weg zu jener Höhe der Cultur, zu jener allgemeinen Menschenduldung, nach welcher die Vernunft noch immer vergebens seufzet. Lasset Nieman-

*) Vgl. Kants Briefe, herausgegeb. von Schubert, Leipzig 1842.

den in Euren Staaten Herzenskündiger und Gedankenrichter sein, Niemanden ein Recht sich anmaßen, das der Allwissende sich allein vorbehalten hat! Wenn wir dem Kaiser geben, was des Kaisers ist, so gebet Ihr selbst Gott, was Gottes ist! Liebet die Wahrheit, liebet den Frieden!"

Während so manche „Aufklärer" seiner Zeit, w. z. B. Friedrich Nicolai, mit ihren humanitären Bestrebungen gleichsam kokettirten, wie dies heutzutage öfter mit so vielen unseren Wohlthätigkeitsbazaren, Wohlthätigkeitsconcerten und sonstigen geräuschvollen Veranstaltungen im Dienste der Nächstenliebe zu geschehen pflegt, war ihm das Streben nach Freiheit in religiöser wie staatsbürgerlicher Beziehung und der Liebe zur wahren Brüderlichkeit Herzenssache, ja sie bildete den mächtigsten Nerv seines Gedankens und Thuns. Nur die Verhältnisse und die zwingende Nothwendigkeit, himmelschreiende Acte der Ungerechtigkeit und des Fanatismus zu brandmarken, drückten ihm die Feder in die Hand.

Namentlich haben die Juden seiner rastlosen Thätigkeit es mit zu danken, daß die Frage der Juden-Emanzipation in Deutschland endlich in Fluß kam und nach vielen Schwierigkeiten und Hindernissen die bürgerliche Gleichstellung dieser seit Jahrhunderten verfolgten und verfehmten deutschen Unterthanen zur Wahrheit wurde. Wie heutzutage von Stöcker, Rohling und Genossen die abscheulichsten Verunglimpfungen des Judenthums in Wort und Schrift verkündet wurden, so auch vor einem Jahrhundert. Johann Caspar Lavater, ein evangelischer Priester aus Zürich, der bekannte schwindelhafte Physiognomiker, gab sich die erdenklichste Mühe, die Seele Mendelssohn's zu „retten". Er übersetzte die Apologie Bonnets, eines Genfer Professors, über das Christenthum, welche französisch geschrieben war, in's Deutsche und sandte sie Mendelssohn mit dem Bemerken, entweder die Beweise Bonnets für das Christenthum zu widerlegen oder aber, wofern er sie richtig fände, zu thun „was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit thun hießen, was ein Sokrates gethan haben würde, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte". Mendelssohn richtete hierauf — Ende 1769 — ein Sendschreiben an den evangelischen Prediger, das für dessen Bekehrungseifer geradezu vernichtend war. Neben Lavater machten sich noch zahlreiche andere Kläffer bemerkbar, so z. B. der antisemitische Dr. Kölbele. Er griff ihn im Jahre 1765 in einem

Roman an, der unter dem Titel: „Begebenheiten der Jungfer Meyern, eines jüdischen Frauenzimmers, von ihm selbst beschrieben", erschien.*) Auch in speciellen Pamphleten fiel er, nach Art unserer modernen Antisemiten, über Mendelssohn in der unflätigsten Weise her, wobei er über alle Juden eine volle Schaale der verächtlichsten Schimpfereien ausgoß. Kölbeles Schmähungen ließen ihn kalt, wie es in einer Ode aus jener Zeit heißt:

Cerberus heiseres
Bellen scheuchet dir vom Antlitz die lächelnde
Sanftmuth nie; steigt sein Odem
Ihm vom Rachen gleich giftesvoll,
Deinem ewigen Ruhm raubt er den Glanz noch nie.

Nicht mit demselben Gleichmuth konnte er jedoch die Beschuldigungen hinnehmen, die gegen seine Glaubensgenossen von gehässigen Hetzern erhoben wurden und nicht durfte er länger schweigen, daß in Deutschland damals die Juden noch rechts- und schutzlos waren, daß sie wohl einige Freiheiten aber keine Freiheit besaßen.

Während er durch die Uebersetzung der Bibel in's Deutsche einerseits an der innern Reform des Judenthums arbeitete, war andererseits sein Augenmerk darauf gerichtet, die Fesseln zu sprengen, welche Jahrhunderte lange Vorurtheile geschmiedet und so den Juden die vorenthaltenen Rechte eines Staatsbürgers zu verschaffen. „Das erleuchtete Jahrhundert", sagt Kayserling am angeführten Orte, „hatte die Spuren früherer Barbarei noch nicht verwischt, der finstere Aberglaube des Mittelalters hielt seinen undurchdringlichen Schleier noch überall ausgebreitet. In so mancher lieben Stadt Deutschlands wurde noch damals kein Beschnittener, wenn er auch seinen Glauben verzollt hatte, am hellen Tage ohne Begleitung zugelassen, aus Furcht, er möchte einem Christkinde nachstellen, ein Christkind stehlen oder die Brunnen der Christen vergiften. Des Nachts wurde ihm unter aller Bewachung nicht getraut, wegen seines bekannten Umgangs mit bösen Geistern". Es ist nicht lange her, konnte Mendelssohn 1782 noch sagen, daß die Judenschaft zu Posen beschuldigt wurde, sie hätte ein Christkind zur

*) Vergl. das vorzügliche Werk: „Moses Mendelssohn" von Dr. M. Kayserling, Leipzig, Hermann Mendelssohn, 1862.

Osterfeier ermordet. Zwei fromme Rabbiner wurden als Häupter der Gemeinde vor Gericht gezogen, eingekerkert, gemartert; unter den Furien gaben die Unschuldigen ihren Geist auf. Freilich war es damals im Staate Friedrich's des Großen, der das schöne Wort gesprochen: „In meinem Staate kann jeder nach seiner Façon selig werden", nicht mehr so schlimm bestellt, aber die Lage der Juden war doch noch eine traurige genug. Friedrich der Große sah hauptsächlich darauf, daß er aus den Juden so viel Geld als möglich herausschlage. So verordnete er z. B., daß jeder Jude bei seiner Verheirathung für 300 Thaler Porzellan kaufen mußte. Ein Gesuch, von Ephraim Veitel eingereicht, daß den Juden wenigstens gestattet sein möge, Handwerke zu betreiben, wurde nicht beachtet u. s. w. Friedrich der Große hatte eine große Abneigung gegen die Juden und doch sind die preußischen Juden, die Juden Berlins, wie Rahel geistvoll bemerkt hat, „les juifs de Frédéric le Grand".*) Den geistigen und sittlichen Zustand der damaligen Juden hat Mendelssohn treffend mit folgenden Worten gekennzeichnet: „Die bürgerliche Unterdrückung, zu welcher uns ein zu sehr eingerissenes Vorurtheil verdammt, liegt wie eine todte Last auf den Schwingen des Geistes und macht sie unfähig, den hohen Flug der Freigeborenen jemals zu versuchen. . . Es ist nicht unsere Schuld, aber wir können nicht leugnen, daß der natürliche Trieb zur Freiheit in uns alle Thätigkeit verloren hat. Er hat sich in eine Mönchstugend verändert und äußert sich blos im Beten und Leiden, nicht im Wirken".

Das Verdienst Mendelssohns ist es nun, daß schon nach mehreren Jahrzehnten in dieser Beziehung eine gründliche Umwandlung vor sich gegangen. In der Schweiz, im Elsaß, in Sachsen und anderswo verwendete er sich bei den Regierungen und Behörden für die Juden und suchte deren Lage so viel als möglich zu einer menschenwürdigen zu gestalten. Der einflußreiche Juwelier Ephraim Veitel unterbreitete dem Urtheil Moses Mendelssohns eine Denkschrift über die bürgerliche Verbesserung der Juden, namentlich zu Handwerkern, die dem König überreicht werden sollte, und er war auch sonst rastlos thätig, um die sittliche Hebung und dadurch die Selbstbefreiung seiner Glaubensgenossen zu fördern.

*) Vergl. „Geschichte der Juden in Berlin" von Ludwig Geiger. Berlin, J. Guttentag, 1871.

Was Mendelssohn selbst nicht gelang, die volle Judenemancipation durchzusetzen, das brachten seine Schüler und Nachfolger zu Wege. Von David Friedländer, einem Jünger Mendelssohns, angeregt, reichten bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm II. die Oberältesten und Aeltesten der jüdischen Gemeinde in Berlin ein Gesuch ein, um die entehrenden Bestimmungen, als da waren der Judenleibzoll und ähnliche skandalöse Einrichtungen, in Wegfall zu bringen. Hoch interessant ist diese Eingabe der „jüdischen Colonie in den preußischen Staaten." Wir erfahren aus derselben, daß die Juden Porzellan von der schlechtesten Beschaffenheit von der königlichen Manufaetur kaufen und nach dem Auslande verkaufen, daß sie eine Mützen-, Strumpf-, Beuteltuch- und Blondenfabrik unterhalten mußten und dergleichen mehr. Wenn auch nicht alle Wünsche der Judenschaft in Erfüllung gingen, so begann doch für sie seitdem eine bessere Zeit. Während noch im Jahre 1802 das alte Innungsgesetz erneuert wurde, das die Juden mit Dieben und Mördern in eine Reihe stellte*), waren bereits im Börsenreglement von 1805 die jüdischen Kaufleute den christlichen gleich gestellt. David Friedländer hatte die Freude, daß in Folge der rastlosen Bemühungen der Besten unter den damaligen Juden das Edict vom 11. März 1812 erlassen wurde, wodurch die in Preußen wohnhaften, mit Concessionen irgend welcher Art versehenen Juden zu Inländern bezieh. preußischen Staatsbürgern erhoben wurden. Die Emancipation war nunmehr kein leerer Wahn, und die von Moses Mendelssohn ausgestreute Saat der Humanität trieb alsbald prächtige Frucht. Der Schutzjude hörte auf, der Bürger begann. Mendelssohn erzählt einmal, daß, wenn er Abends mit den Seinigen spazieren ging, ein Kind zu ihm sagte: „Was ruft uns jener Bursche dort nach?

*) Der famose § der 1716 erlassenen Handelsordnung lautete wörtlich wie folgt: „Alldieweil die Kaufmannsgülde aus ehrlichen und redlichen Leuten zusammengesetzet, also soll kein Jude, strafbarer Todtschläger, Gotteslästerer, Mörder, Dieb, Ehebrecher, Meineidiger oder der da sonst mit öffentlichen groben Lastern und Sünden beflecket und behaftet in unserer Gülde nicht gelitten, sondern davon gänzlich ausgeschlossen sein und bleiben." Auch bestimmte das Wechselrecht, daß der jüdische Wechselschuldner dem christlichen Gläubiger das Geld am Verfalltage selbst zu bringen hatte, während von den christlichen Schuldnern das Geld nach vorhergehender Mahnung geholt wurde; später wurde ein jedes Umgehen der Wechselvorschriften durch Staupenschläge und Landesverweisung geahndet.

Warum werfen sie mit Steinen hinter uns her? Was haben wir ihm gethan?“ und ein anderes klagte: „Ja! sie verfolgen uns immer in den Straßen und schimpfen: Juden, Juden! ist denn dieses so ein Schimpf bei den Leuten Jude zu sein?!“ Diese traurigen Ausbrüche der Rohheit hörten mit der Zeit auf, und wenn auch hie und da einige brutale Gesellen ihr „Hepp“ „Hepp“ ertönen ließen, so lieh diesen Rufen die Staatsgewalt kein Gehör mehr, denn sie mußte sich daran gewöhnen, auch in dem Juden den Bürger und Menschen zu achten.

III.

Mendelssohn, Lessing und „Nathan der Weise".

Zu den interessantesten Erscheinungen in der deutschen Literatur gehört das intime Freundschaftsbündniß zwischen Moses Mendelssohn und G. E. Lessing. Zwei Heroen im Reiche des Geistes hatten sich vereinigt und aus dem Gedankenaustausch, den geistigen Anregungen dieser erleuchteten Köpfe sind überaus fruchtbare Anschauungen, welche der Philosophie, Dichtung, Theologie und der Kunst zu Gute kamen, hervorgegangen. Das Verhältniß zwischen dem Popularphilosophen und dem großen Kritiker gleicht in vielen Beziehungen demjenigen zwischen Goethe und Schiller; es ist schwer nachzuweisen, wie viel ein Jeder dieser Genien dem anderen verdankt; nur so viel kann gesagt werden, daß diese harmonische Verbrüderung wahlverwandter und außerordentlicher Charakterköpfe auf die gedeihliche Entwickelung der Nationalliteratur von großem Einflusse war.

Daß diese beiden Männer sich anziehen mußten, liegt klar auf der Hand. Lessing war eine durchaus demokratische Natur, der mit Leidenschaft die Wahrheit, die reine volle Wahrheit, suchte. Er, der das herrliche Wort gesprochen: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit — obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren — verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein,"*) ein solcher Held des wahren Forschens fühlte

*) Lessings Werke, B. X, S. 49.

die mächtigste Sympathie für einen Philosophen, der in seiner Anspruchslosigkeit an Spinoza erinnerte — Mendelssohn war erst Hauslehrer, dann Buchhalter —, der unter Anfeindungen und Entbehrungen aller Art unablässig die Wege aufsuchte, die zur reinen Erkenntniß führen, und der einem Volke angehörte, dessen Märtyrium seit Jahrtausenden wie eine Tragödie der blutigsten Art die Phantasie erfüllte. Die Bekanntschaft Lessings mit Mendelssohn datirt schon aus dem Jahre 1754, indem ein leidenschaftlicher Schachspieler: Isaac Heß sie beim Schachbrett zusammengeführt hatte. Beide „Ritter vom Geiste" lernten sich bald schätzen und lieben. Mendelssohn eröffneten sich im Umgange mit dem scharfsinnigen, geistvollen, schlagfertigen und gründlich gelehrten Lessing ganz neue Bildungsquellen, und Lessing fand Gelegenheit, seine Neigung zu philosophischen Discussionen zu befriedigen. Ihm, dem genialen Stürmer und Dränger, der, zum großen Aergerniß des Herrn Pastors Lessings lobesan, mit Soldaten, Schauspielern und Juden am liebsten verkehrte, machte es eine besondere Freude, mit einem Autodidacten der jüdischen Race befreundet zu sein, der in der Wolf'schen Philosophie so sehr zu Hause war, der Locke auswendig kannte und dessen reiner Charakter in jedem Gedanken, jedem Zuge seines Lebens hervortrat. Wie Lessing über seinen Freund schon damals dachte, kann man aus einem Briefe des Ersteren an Michaelis ersehen. In diesem vom 16. Oct. 1754 datirten Schreiben heißt es u. A.: „Er (Mendelssohn) ist wirklich ein Jude. Ein Mensch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweisung in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poesie eine große Stärke erlangt hat. Ich sehe ihn im Voraus als eine Ehre seiner Nation an, wenn ihn anders seine eigenen Glaubensgenossen zur Reife kommen lassen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeist wider Leute seiner Art getrieben hat. Seine Redlichkeit und sein philosophischer Geist läßt mich ihn im Voraus als einen zweiten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit nichts als seine Irrthümer fehlen werden." Einst gab Lessing Mendelssohn eine Abhandlung von Shaftsbury zu lesen. Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit das Buch wieder und antwortete, als Lessing ihn fragte: wie es ihm gefallen habe? „Nun ja, recht gut, aber so etwas kann ich auch machen!" So? meinte Lessing. So machen Sie doch so etwas! Mendelssohn brachte ihm nach einiger Zeit ein Manuscript

zum Durchlesen.*) Es währte mehrere Monate, ehe Lessing mit Mendelssohn darüber sprach; und als dieser ihn endlich fragte, ob er das Manuscript gelesen habe, gab ihm Lessing ein Exemplar der gedruckten Schrift.**) Auf Lessing's besondere Anregung hatte Mendelssohn später auch Rousseaus Schrift: „über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen" übersetzt, wie das derselben angehängte „Schreiben an den Herrn Magister Lessing in Leipzig" bezeugt. Mendelsohns philosophische Gespräche athmen einen solchen Lessing'schen Geist, daß dieselben von vielen Rezensenten Lessing beigelegt wurden, weil sie „das Angenehme, Scharfsinnige und Unterhaltende nebst einigen besonderen Wendungen der Rede an sich hätten, dadurch sonst Herr Lessing kenntlich wird."***)

Stets betrachtete Lessing Mendelssohn als seinen intimsten Freund, dem er sein Herz ausschüttete, wenn dasselbe voll Schmerz und bitterer Enttäuschung sich von der Welt abwandte. Noch kurze Zeit vor seinem Tode schrieb Lessing von Wolfenbüttel aus seinem Freunde u. A. die folgenden denkwürdigen Worte, welche uns in die gekränkte Seele unseres großen Lessing einen tiefen Einblick gewähren: „ . . Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, so doch erstarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit langer Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war gar nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der oder jener Seite täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin jetzt ein fauler, knorriger Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus. Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen." . . Dieser Wunsch Lessings ging leider nicht mehr in Erfüllung. Am 15. Febr. 1781 starb der größte Dichter des damaligen Deutschlands, der Mann, mit dem Mendelssohn über drei Jahrzehnte in trautester Freundschaft lebte, den er

*) Nach Nicolai in der Allg. deutschen Bibliothek (LXV, 2. 624) waren es die „Briefe über die Empfindungen."

**) Mendelsohns Werke, I. 13.

***) A. a. O.

so innig liebte wie seinen Bruder. In erschütternder Weise gab Mendelssohn seinem Schmerze in einem Briefe an den Bruder des Dahingeschiedenen, Carl Lessing, Ausdruck:

„Nicht ein Wort, mein Bester, von unserem Verluste, von der großen Niederlage, die unser Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, welchen wir verloren, ist mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erscheint mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenstände verbreitet. Nun, ich rechne nicht mehr, was ich durch seinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen danke ich der Vorsehung für die Wohlthat, daß sie mich so früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen lassen, der meine Seele gebildet hat, den ich bei jeder Handlung, welche ich vor hatte, bei jeder Zeile, welche ich hinschreiben sollte, mir als Freund und Richter vorstellen werde, so oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn sich in diese Betrachtung noch etwas Melancholisches hineinmischt, so ist es vielleicht die Reue, daß ich seine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach seinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachlässigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! seine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen schöpfen konnte, die er wie gemeines Wasser von sich sprudelte zu Jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er seine Einsichten mittheilte, setzte mich zuweilen in Gefahr, das Verdienst zu verkennen: denn sie schien ihn in keine Unkosten zu setzen, und zuweilen schob er sie den meinigen so mit unter, daß ich sie nicht mehr unterscheiden konnte. Ueberhaupt war seine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen lassen, daß sie Almosen spenden, sondern er spornte den Fleiß an und ließ verdienen, was er gab.

„Alles wohl überlegt, mein Liebster! ist Ihr Bruder gerade zu rechter Zeit abgegangen; nicht nur im Plane des Weltalls zu rechter Zeit: denn da geschieht eigentlich nichts zur Unzeit, sondern auch in unserer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmesser hat, zur rechten Zeit. Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Umstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen

und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über Alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht, und dies that er. Nun stehen wir da wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand. Noch einige Wochen vor seinem Hintritte hatte ich Gelegenheit, ihm zu schreiben: er solle sich nicht wundern, daß der große Haufe seiner Zeitgenossen das Verdienst dieses Werkes verkenne: eine bessere Nachwelt werde noch 50 Jahre nach seinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er ist in der That mehr als ein Menschenalter seinem Jahrhundert zuvorgeeilt!"*)

Der Tod Lessings hatte dem Freunde eine schmerzliche Herzenswunde beigebracht, die nicht mehr vernarben sollte. Ein Stück seines besseren Ich, das Ideal eines Mannes und Forschers, welches ihm stets vorschwebte, die Verkörperung des Edelsinns und der Hochherzigkeit, war mit dem gewaltigen Gotthold Ephraim in die Gruft gestiegen. Der schwache und kränkliche Mendelssohn fühlte unwillkürlich, daß bald auch er von hienieden abberufen werden würde, um mit Lessing in einem besseren Jenseits vereinigt zu werden. In den Briefen an seine Freunde finden wir recht bezeichnende Klagetöne, die noch jetzt unser Gemüth ergreifen. „Ich schlafe mit ihm", so schreibt er u. A. an Hennings am 8. Mai 1781, „ich träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe." **) Alles, was er schrieb und dachte, legte er im Geiste Lessing zur Begutachtung vor. „Obgleich," sagt er einmal, „der Eifer für die Freiheit der Untersuchung diesen Wahrheitsforscher nur allzu früh aufgerieben hat, so wird er doch für mich nie todt sein, meinem Geiste immer gegenwärtig bleiben und ich werde

---

*) Ges. Schriften V, 580 ff.

**) Brief an Joseph Gugenheim, den Bruder von Mendelssohns Gattin, der sich in Kopenhagen niederließ.

bei jeder Zeile, die ich in philosophischen Sachen niederschreibe, mich immer noch fragen: würde das Lessing billigen?“*)

Im Sommer des Jahres 1781 wollte Mendelssohn dem todten Freunde ein literarisches Denkmal setzen, indem er etwas über seinen Charakter zu schreiben beschloß. Den gehässigen Angriffen gegenüber, denen der schneidige Kämpe für Recht, Wahrheit und Aufklärung Seitens der Dunkelmänner ausgesetzt war, hielt er es für seine Pflicht, die Reinheit und den Adel dieses Mannes mit warmen Worten zu schildern. Freilich, wer hätte über Lessings Charakterbild so wahr und einleuchtend schreiben können wie Mendelssohn? „Nur seine vertrautesten Freunde kannten ihn als einen von den seltenen Menschen, die besser sind als sie scheinen wollen. Die Gleißnerei der Modesitten und der sogenannten guten Lebensart ist ihnen so zum Ekel, daß sie in ihrem äußerlichen Leben lieber das Gegentheil davon annehmen und eine Art von Ungeselligkeit zur Schau tragen, daran ihr Herz nicht den mindesten Antheil hat“.**) „Die Welt,“ schreibt ein anderes Mal Mendelssohn an Hennings am 8. Mai 1781, „kennt Lessings schriftstellerischen Werth, wenige aber kennen nur seinen freundschaftlichen Werth, ja, ich finde, daß sein moralischer Werth überhaupt von Vielen sogar mißkannt werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modebegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kann, der wird von seinen Zeitgenossen verkannt und verschrieen. So viel scheint mir indessen außer allem Zweifel zu sein: wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schriften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen und gleichwohl ist ihm meines Wissens nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja, er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äußeren Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in ächter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit

*) Ges. Schriften VI, 127; II, 361.

**) Mendelssohn an Herder (Berlin, den 18. Mai 1781).

seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich die Wahrheit allein gefunden zu haben einbildete, war er liebreich und bescheiden gegen Jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Reichthum zu dienen."

Leider führte Mendelssohn seinen Plan nicht aus und entwarf nur einige „Hauptzüge" zur Charakteristik Lessing's, welche später dessen Bruder Carl Lessing in die Hände fielen, und die dieser dann der Lebensbeschreibung Gotthold Ephraim's beifügte. Aus diesen Hauptzügen seien einige wenige Bemerkungen in Nachfolgendem hervorgehoben:

„Liebe zum Forschen. Dieser konnte er alle seine übrigen Neigungen aufopfern. Lieblingsneigung, sich der schwächeren Seite anzunehmen. Scharfsinn, der an Sophisterei grenzte. Scharfsinn mit reichhaltigem Witz verbunden. Dieser führte ihn durch alle Fächer der Literatur mit gleichem Fortgang und machte sie ihm alle gleich angenehm. Das Jagen behagte ihm mehr als das gejagte Wildpret . . ."

„Bescheiden in einem hohen Grade. Mangel an äußerlicher Höflichkeit. Unfähigkeit, mit den Großen umzugehen. Entfernung von aller Gleißnerei, von Eigennutz und Eigendünkel. Nahm Tadel und Verbesserung von Freunden mit größter Bereitwilligkeit an. Mildthätigkeit mit äußerlichem und innerlichem Vermögen. Unverdrossenheit, sich zu allen Zeiten in Untersuchungen einzulassen und von seinen Einsichten mitzutheilen ohne Ruhmredigkeit, so daß man sich selbst weiser dünkte."

Wenn nun auch, gewiß zum großen Nachtheil für die Lessingbiographie, die Charakteristik Lessing's unterblieben war, so raffte sich doch Mendelssohn trotz seines schon damals sehr leidenden Zustandes auf, als es galt, seinen todten Freund gegen die Beschuldigung Jacobis zu vertheidigen. Dieser hatte eine Schrift: „Ueber die Lehre des Spinoza" (Breslau, 1786) herausgegeben, worin er Lessing als Spinozist und Atheist hinstellt. Mendelssohn opferte den letzten Rest seiner Kräfte und schrieb eine Gegenschrift: „An die Freunde Lessing's". Diese Schrift war sein Testament. Auf dem Gange zu seinem Verleger Voß holte er sich eine tödtliche Erkältung. Am 4. Januar 1786, vor gerade 100

Jahren, starb der „Weise der Nation“ im 57. Jahre seines Lebens. Seine letzte Liebesthat für Lessing besiegelte er mit dem Tode.

* * *

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Moses Mendelssohn dem Lessing'schen „Nathan der Weise“ als Modell gestanden. Dieses hohe Lied der religiösen Duldung und der weltumfassenden Humanität steht einzig da in der deutschen Literatur. Das herrliche dramatische Gedicht ist eine Zierde des deutschen Volkes überhaupt; „denn,“ sagte Mendelssohn treffend, „auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung müsse ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte!“ . . In dieser edlen Dichtung ist nun Mendelssohn poetisch verklärt. Der große Dichter hat dadurch dem großen Philosophen Unsterblichkeit verliehen. Nathan ist bekanntlich Kaufmann, und auch Mendelssohn war Kaufmann und dazu „ebenso gut als klug und ebenso klug als weise.“ Der weise Nathan ist eben auch gut:

„ . . . . . Weil
Die Mild' ihm im Gesetz geboten, die
Gefälligkeit aber ihm nicht geboten, macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt . . .
. . . . . Wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist, sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.
. . . . Welch ein Jude,
Und der so ganz ein Jude scheinen will!

Nathan-Mendelssohn verkörpert in sich die Humanität, das Wohlthun, das Mitleid, die Sanftmuth und die Gottergebenheit. Ich theile ganz und gar die Ansicht von Professor H. Grätz gegen Kuno Fischer, daß ohne Mendelssohn „Nathan“ nicht hätte entstehen können, wie dieser ohne Lessing's Freundschaft nicht das geworden wäre, was er für die deutsche Literatur bedeutet. Zwanzig Jahre vorher, als Lessing sein Erstlingswerk: „Die Juden“ schuf, tadelte ein hochmüthiger Theologe, daß es allzu unwahrscheinlich sei, daß unter einem

Volke, wie das jüdische, ein solch' edles Gemüth, wie der Jude in dem Stücke zeigt, sich auch nur bilden könne. Beim Erscheinen des „Nathan" zweifelte kein Mensch daran, daß ein solcher edler Jude vorkommen könne. Pfäffische Ungeheuerlichkeiten durfte auch der Verstockteste nicht mehr vorbringen. Der jüdische ideale Weise leibte und lebte in Berlin und war nicht nur eine Zierde der Juden, sondern zugleich auch der deutschen Nation. Die Worte im 4. Aufzuge, 7. Auftritt, beleuchten blitzartig die Tendenz des Stückes und die Persönlichkeit Nathan-Mendelssohn's. Der Klosterbruder sagt:

Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Christ! — Bei Gott, Ihr seid ein Christ!
Ein bess'rer Christ war nie!

Und darauf erwidert Nathan:

Wohl uns! denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden!

Man hat, wie mir scheint, bisher auf die philosophische Natur Nathan's, welche die Aehnlichkeit mit Mendelssohn in's hellste Licht setzt, nicht genügend hingewiesen. Dieses fortwährende Reflectiren, diese Begriffsdefinitionen, diese Haarspaltereien — all' das erinnert an den Aufklärungsphilosophen, der den „Phädon" geschrieben. So äußert sich z. B. Nathan (1. Aufzug, 2. Auftritt) über die Entwickelung des Wunders:

— Der Wunder Höchstes ist,
Daß uns die wahren, echten Wunder so
Alltäglich werden können, werden sollen.
Ohn' dies allgemeine Wunder hätte
Ein Denkender wohl schwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte.

Ueber mysteriöse Schwärmerei spricht sich Nathan also aus:

Begreifst Du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt u. s. w.

Diese Sätze sind durchaus in Mendelssohn'schem Geiste gesprochen.

In unseren Tagen, da selbst gewisse Hofprediger das Gewerbe des Judenhasses und der confessionellen Unduldsamkeit betreiben, da eine genußsüchtige, nur ihre Interessenpolitik verfolgende Generation immer mehr von den Idealen Lessing's abfällt, ist es angebracht, die Mahnung einzuschärfen: des Vermächtnisses eingedenk zu bleiben, welches Lessing Juden und Christen in seinem „Nathan" hinterlassen hat! Sehr hübsch hat August von Platen diesen Gedanken mit folgenden Worten besungen:

Deutsche Tragödien hab' ich die Masse gelesen, die beste
Schien mir diese, wirklich ohne Gespenster und Spuk.
Hier ist Alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit
Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott.

IV.

Mendelssohn und seine Zeitgenossen.

Ein so fruchtbarer, vielseitiger und anregender Geist wie Moses Mendelssohn hatte selbstverständlich auch persönliche und literarische Beziehungen zu den namhaftesten Schriftstellern, Dichtern, Gelehrten, Philosophen, Staatsmännern und sonstigen hervorragenden Männern und Frauen des damaligen Deutschlands. Als Mitredacteur der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" war er sogar in den Mittelpunkt des publizistisch-philosophisch-literarischen Treibens gerückt; nicht so wie heutzutage der Herausgeber eines großen politischen oder belletristischen Tages- oder Wochenblattes — das journalistische Gewerbe war damals noch nicht so industriell entwickelt wie gegenwärtig —, aber doch so wie ein berühmter Denker und Schriftsteller, dessen Lebenswürdigkeit und Gefälligkeit bekannt war und an den sich deshalb aus aller Herren Ländern alle Diejenigen wandten, welche ein literarisches Anliegen auf dem Herzen hatten.

Es bedarf wohl nicht erst der Rechtfertigung, daß ich hier nur die Beziehungen skizzire, die Mendelssohn zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit hatte und nur die Urtheile registrire, welche Dichter- und Denkerheroen über ihn abgaben.

Der Bahnbrecher der neueren deutschen Philosophie, der unsterbliche Immanuel Kant, hielt große Stücke auf ihn. Er nannte ihn ein „Genie, dem es zukäme, in der Metaphysik eine neue Bahn zu brechen, die Schnur ganz aufs Neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs bloße Gerathewohl angebauten Disciplin mit Meisterhand zu zeichnen." Die Beziehungen zu beiden Philosophen hätten sich voraussichtlich recht intim gestaltet, wenn die grundlegenden Schriften Kant's nicht zu einer Zeit erschienen wären, da Mendelssohn

in Folge seines geschwächten Nervensystems nicht mehr in der Lage war, die werthvollen und tiefen Speculationen Kants zu erforschen. Ein Dogmatiker à la Mendelssohn fühlte vor der „Kritik der reinen Vernunft", welche die Dogmen über den Haufen warf, ein gelindes Grauen. Er schreibt u. A. an Elise Reimarus: „Ich für mein Theil muß bekennen, daß ich sie nicht verstehe." Trotz alledem unterhielten Beide, die durch die gemeinschaftliche Lösung einer von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellten Preisaufgabe einander nahe gerückt waren, mit einander Jahre lang eine recht lebhafte Correspondenz. Der Königsberger Denker hatte stets große Verehrung für den Berliner Philosophen. „Grüßen Sie doch Herrn Mendelssohn von mir auf das Verbindlichste", schreibt er im März 1778 an Marcus Herz, „und bezeugen Sie ihm meinen Wunsch, daß er in zureichender Gesundheit seines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen genießen möge, welche dessen Gutartigkeit zusammt seinem stets fruchtbarem Geiste ihm verschaffen könne." Besonders gefiel Kant der klare und lichtvolle Stil Mendelssohns. Je dunkler die Worte Kants sind, desto willkommener erschienen ihm die Ausführungen Mendelssohns. „Man soll zwar," so sagt der Alte von Königsberg, „so wenig allen Verfassern einen Stil, wie allen Bäumen eine Rinde wünschen, aber dennoch scheint uns Mendelssohns Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant; so scharfsinnig und doch so deutlich; so wenig auf Rührung dem Scheine nach arbeitend und doch so eindringend! Wenn sich die Muse der Philosophie eine Sprache erkiesen wollte, so würde sie diese wählen."

Recht sympathisch gestaltete sich das Verhältniß Mendelssohns zu dem um 15 Jahre jüngeren Johann Gottfried von Herder. Dieser erklärte den „Phädon" für ein „für Menschheit, Gesellschaft, Staat und Philosophie wichtiges Werk." Im December 1771 schreibt er an Nicolai bei der Nachricht von der Erkrankung Mendelssohns: „Deutschland verliert immer im ästhetischen und philosophischen Fach in ihm den ersten Denker."

Mit Friedrich Nicolai, dem gemeinschaftlichen Freunde Lessings und Mendelssohns, unterhielt er Jahrzehende lang einen sehr eifrigen Briefwechsel. Vor einem Jahrhundert, am 7. Januar 1786, hat

Friedrich Nicolai den Tod unseres Weltweisen in einem literar- und culturhistorisch höchst interessanten „Nachruf" angezeigt, dem wir die folgenden Stellen entnehmen: „Im Jahre 1754 ward Moses Mendelssohn mit Lessing bekannt, welches der größte Schritt zur Ausbildung seines philosophischen Geistes und zur zweckmäßigen Anwendung seiner so seltenen Geistesgaben ward... Kurz nachdem beider Bekanntschaft vertraut zu werden begann, ward ich beiden bekannt. Was ich diesen beiden Männern von so seltenen Talenten, welche die ungeschminkteste Wahrheitsliebe besaßen und beide den edelsten Charakter hatten, verdanke, empfinde ich im Innersten meines Herzens und kann es Niemand deutlich darstellen, am wenigsten in dieser Stunde, wo meinem Herzen der Schmerz der Trennung von einem 30jährigen vertrauten Freunde noch so neu ist. Unser Umgang war verschiedene Jahre lang so innig, so lehrreich. Lessing machte den Philosophen Moses zuerst auf die Natur der neueren Sprache und des Vortrags in derselben aufmerksam. Die Briefe über die Empfindungen waren die erste Frucht der Uebung des hebräischen Philosophen in der deutschen Sprache. Wenn man überlegt, daß die deutsche Sprache ihm eigentlich eine fremde Sprache war: wenn man zurückdenkt, in welchem Zustande die deutsche Prosa im Jahre 1755 war, so sieht man die Größe des Talents und wie sein Geist dieses Talent zu verarbeiten wußte.... Seine vortrefflichen philosophischen Werke, die mit dem simpelsten Vortrage so viel Anmuth und mit der Anmuth so viel Deutlichkeit und Gründlichkeit verbinden, hier nach Verdienst zu rühmen, ist wirklich in dieser Stunde meine Fassungskraft allzu schwach. Ich empfinde, welche Wohlthat sie unserm Zeitalter waren. Die Entwickelung ihrer unbeschreiblichen Verdienste und der außerordentlichen Verdienste ihres Verfassers sei einer ruhigeren Zeit vorbehalten. Besonders hat Phädon nicht wenig beigetragen, die Unsterblichkeit der Seele, eine zum Glück aller vernünftigen Menschen so nöthige Wahrheit, näher ins Herz zu bringen. Dieses Buch allein ist schon genug, daß mein Freund der spätesten Nachwelt, so lange deutsche Sprache und Philosophie noch Werth haben, verehrungswürdig bleiben muß.... Soll ich etwas von dem großen Werthe sagen, den dieser große Gelehrte als Mensch hatte! Ich habe Mendelssohn 30 Jahre lang in so vielen Vorfällen des menschlichen Lebens thätig gesehen, ich habe die außerordentlichsten Beispiele seines

Edelmuths, seiner unerschütterlichen Rechtlichkeit, seiner Wohlthätigkeit, seiner Uneigennützigkeit, seiner Menschenliebe, seiner Bereitwilligkeit Feinden zu vergeben, seiner Sanftmuth, seiner edeln Freundschaft gesehen. Ach, das Herz bricht mir!"*)

Die Verehrung Wieland's für Mendelssohn grenzte fast an Schwärmerei, obschon seine „Clementina von Porreta" von Mendelssohn in den Literaturbriefen recht abfällig beurtheilt wurde. „Es sind nur wenige Geister in Europa bekannt", schreibt der Dichter des „Oberon" an Zimmermann in Hannover, „deren Beifall für mich so vielen Reiz haben könnte, als Herrn Mendelssohn's, und wenn etwas wäre, das mich stolz machen könnte, so wäre es gewiß, von einem Mendelssohn gelobt zu werden".**) Dieses Vergnügen wurde ihm denn auch später wirklich zu Theil. Von „Don Sylvio von Rosalva" war Mendelssohn ganz entzückt. Nach seinem Dafürhalten machte dieser neue Don Quixote Wielanden mehr Ehre, als sein ganzer Wust von Heldengedichten. Noch mehr ergötzte ihn seine staats- und geschichtsphilosophische Erzählung: „Der goldene Spiegel". . . . „Was für ein außerordentlicher Mann ist Ihr Freund Wieland", schreibt er an Zimmermann den 25. Juni 1772. „Seit vielen Jahren hat mich kein Buch so ergötzt, als der dritte Theil seines goldenen Spiegels. Man sieht, der Mann darf nur wollen. Hier zeigen sich der Weltweise, der Verehrer der Gottheit, der Lehrer der Tugend und der unnachahmlichste Schriftsteller in ihrem stärksten Lichte."***) Unter denen, welche Wieland zur Mitwirkung an der im Jahre 1773 von ihm gegründeten Monatsschrift: „Der deutsche Mercur" aufforderte, gehörte auch Moses Mendelssohn. Aus einem charakteristischen Briefe Wieland's an den Philosophen hebe ich nur die folgende Stelle hervor: „Mich däucht, es würde mir um die Hälfte leichter ankommen, an Moses Mendelssohn zu schreiben, wenn wir einander nur eine Viertelstunde gesehen hätten. Und gleichwohl bin ich unzufrieden mit mir selbst, daß es mir schwer werden soll, weil wir uns nie gesehen haben. Ist es denn wahr, daß wir uns nie gesehen haben? Kennt nicht einer des

*) S. auch oben S. 4.

**) Vergl. „Moses Mendelssohn". Gedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn. Von M. Kayserling. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1883.

***) A. a. O.

anderen besten Theil? Ist kein Verständniß zwischen unseren Seelen? Keine Sympathie zwischen unseren Herzen? Gehören wir nicht zu einer Klasse? Wo sollte man Freunde auf diesem Erdenrund suchen, wenn die von unserer Art es nicht wären? . . . Ich grüße Sie mit dem heiligen Namen der Freundschaft. Mein Herz sagt mir, daß ich die Ihrige, daß Sie die meinige verdienen". Aus Gesundheitsrücksichten mußte jedoch Seitens Mendelssohn's die Mitarbeiterschaft abgelehnt werden.

Wie mit den Fürsten im Reiche des Geistes, so stand er auch mit manchen gekrönten Häuptern in reger literarischer Verbindung. Der Erbprinz Wilhelm von Braunschweig, Zögling des aufgeklärten Jerusalem, war ein philosophisch geschulter Kopf, der sich um die zeitgenössische Literatur recht sehr kümmerte. Er hatte den „Phädon" gelesen und war davon so entzückt, daß er gern den Verfasser desselben kennen gelernt hätte. Während seines Aufenthaltes in Berlin bei seinem Onkel, Friedrich dem Großen, im Herbste 1769, ließ er Moses Mendelssohn zu sich auf's Schloß bitten. Mendelssohn kam und die beiden Herren unterhielten sich, wie die „Berliner privileg. Zeit" (Voss. Zeitung) vom 31. October 1769 berichtet, „über philosophische und moralische Materien und der Erbprinz bezeugte gegen ihn eine besondere Gnade und Hochachtung". Aus den Briefen, die Nicolai an Herder richtete, ist die Genugthuung zu ersehen, welche die Häupter der Berliner Aufklärung über die einem der Ihrigen gewordene Auszeichnung empfanden. Lessing erhielt durch Ebert, den Freund des Erbprinzen, die Nachricht, daß dieser Moses Mendelssohn kennen gelernt habe und daß es ihm sehr erwünscht wäre, wenn er „Moses" nach Braunschweig ziehen könnte. Man kann sich denken, mit welcher Freude Lessing die Nachricht aufnahm, daß er mit seinem „ältesten und besten Freunde" in Braunschweig werde zusammenleben können!" „Ich wüßte nichts in der Welt", schreibt er an Ebert, „wodurch sich der Prinz meiner ganzen Ergebenheit und Verehrung mehr hätte versichern können, als dadurch, daß er Bekanntschaft mit meinem ältesten und besten Freunde in Berlin machen wollen; daß sie einander gefallen würden, war kein Zweifel, und was wollte ich nicht darum geben, wenn es möglich wäre, daß ihn der Prinz aus jenem Orte ziehen könnte, wo ich weiß, daß er ganz gegen seine Neigung ist." Von einer Uebersiedelung nach Braun-

schweig wurde zwar nichts, wohl aber stattete er im Oct. 1770 dem Erbprinzen auf dem Schlosse in Braunschweig einen Besuch ab. Er mußte bei dem Prinzen, der ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte, den ganzen Abend zubringen. Die Herzogin-Mutter, Philippine Charlotte, die Schwester Friedrichs des Großen, zeichnete ihn sehr aus und sie ging in ihrer Begeisterung so weit, daß „sie sein Portrait gleich unter das ihres Vaters, des Königs von Preußen, hing". Der Prinz hatte auch die Aufmerksamkeit, Lessing die Ankunft seines Freundes sofort zu melden und der Herr Bibliothekar aus Wolfenbüttel kam auch sofort nach Braunschweig, um seinen Freund zu umarmen.

Sehr interessant gestalteten sich die Beziehungen Mendelssohn's zu dem regierenden Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe. Er lernte den Fürsten im Bade Pyrmont kennen und lieben. „Die feinste griechische Seele in einem rauhen westfälischen Körper" nannte ihn Mendelssohn. Ein ausgezeichneter Denker und freisinniger Mann war dieser Fürst eines kleinen Ländchens: Mendelssohn erfreute sich an dessen philosophischen Gesprächen, seinen von allen Vorurtheilen freien Anschauungen, und ebenso war er von der Fürstin, „einer Dame von ungemeiner Schönheit und seltenen Gemüthsgaben, voll jugendlicher Sanftmuth und Milde", entzückt. Das Bild unseres Philosophen prangte im fürstlichen Kabinet mit der Ueberschrift:

Vir bonus et sapiens, quem vix e millibus unum . . . tullit consultus Apollo. („Weise und gut ist der Mann, wie kaum unter Tausenden Einen Apoll, der Erfahrene, brachte.") Noch in der Ferne schwärmte Mendelssohn für das gräfliche Paar. In einem Briefe vom Jahre 1774 schreibt Mendelssohn dem Grafen u. A.: „Von dem Gebrauche des Wassers gebe Gott, daß der Frau Gräfin Durchlaucht besseren Nutzen verspüren möge, als ich diesesmal davon habe. Ich bin noch immer zu aller Anstrengung des Geistes unfähig und muß jeder Gelegenheit zum Nachdenken mit Sorgfalt ausweichen." In einem anderen Briefe an den Fürsten*) sagt er, indem er ihm für die anerkennenden Worte über den „Phädon" dankt: „Ein Genie, das Hoheit des Standes mit der Erhabenheit der Denkungsart verbindet, ist dem Wahrheitsliebenden ein ganzes Publikum werth." Als der Fürst in

*) M. Mendelssohns Ges. Schriften, V. B.

der Vollkraft seines Lebens starb, äußerten sich die Klagen Mendelssohn's in erschütternder Weise. „Und dieser in aller Betrachtung wichtige Mann," ruft er aus, „stirbt in Deutschland hin, ohne daß man seinem Andenken ein Denkmal stiftet, ohne daß von seinen Thaten und Handlungen sonderlich gesprochen wird! Wenn man hierüber Deutschland mit Recht der Gleichgiltigkeit beschuldigt, so ist es nicht das gemeine Publikum, das endlich auch gegen Anklagen und Beschuldigungen gleichgültig wird; es ist der denkende Theil desselben, die Männer von Herz und Kopf, an welchen Deutschland gottlob keinen Mangel hat."*)

Dieselbe Verehrung wie die hier Genannten hatten auch noch andere Zeitgenossen für Mendelssohn; Goethe, Abbt, Gleim, Zimmermann, Hennings, Jacobi, Hamann u. v. A. hegten für ihn eine große Zuneigung.**) Die Königin Ulrike von Schweden, die geistvolle Schwester Friedrich's des Großen, schreibt ihrem Sohne, König Gustav III., daß während ihres Aufenthaltes in Berlin „der berühmte Jude" dritthalb Stunden bei ihr gewesen, „ohne daß ihr die Zeit lang geworden wäre". „Richter und Aerzte, Künstler und Gelehrte, Alle liefen hin zu ihm", berichtet der Berliner Correspondent der „Kopenhagener Zeitung" unmittelbar nach dem Tode Moses Mendelssohns, „gleichsam wie zu einem Orakel".

---

*) A. a. O.

**) M. Mendelssohn von Kayserling, Einleitung.

V.

Mendelssohn und Friedrich der Große.

Wenn sich auch Friedrich der Große in seiner Vorliebe für die französische Dichtkunst wenig um die zeitgenössische deutsche Literatur kümmerte und wenn er auch gegen jüdische Schriftsteller eine gründliche Verachtung hegte, so machte doch die literarische Wirksamkeit Mendelssohns in Berlin solches Aufsehen, daß man am Hofe des „Alten Fritz" auf den „berühmten Juden" sehr neugierig wurde. Die Aufmerksamkeit wurde noch reger, als Mendelssohn es gewagt hatte, die poetischen Erzeugnisse des preußischen Königs in einer Zeitschrift — „Briefe, die neueste Literatur betreffend —" zu beurtheilen und zu — tadeln. Der Tadel war zwar vorsichtig ausgedrückt, aber für die Eingeweihten sehr verständlich. Er richtet sich gegen den Deutschenhaß des Königs und sagt u. A.: „Jeder Vers ist beinahe ein Zug vom Charakter dieses Prinzen, und das Ganze ist das Porträt, worin seine große Seele, sein noch größeres Herz und seine Schwachheit selbst auf das natürlichste geschildert sind. Welcher Verlust für unsere Muttersprache, daß sich dieser Fürst die französische geläufiger gemacht! Der hohe Verfasser würde der Herablassung überhoben gewesen sein, in der Vorrede zu sagen:

Meine Muse deutsch und wunderlich
Kauderwelschend ein barbarisch französisch,
Meldet die Dinge, wie sie kann.

Kann ein Schriftsteller, dem der jetzige Zustand der Weltweisheit nicht unbekannt ist, der als gründlicher und wahrheitsliebender Kopf sich allenthalben zeigt — kann der sich wohl haben in den Sinn kommen lassen, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten?"

Der Artikel erschien zwar anonym, aber wozu wären Denuncianten da? Ein Höfling, Prediger Justi, denuncirte Mendelssohn als den Autor der Kritik und schlug die Hände über dem Kopf darüber zusammen, „daß er als Jude, die Ehrfurcht gegen des Königs allerhöchste geheiligte Person im frechen Urtheil über dessen Poesie aus dem Auge gesetzt habe." Nun, der Staatsanwalt schritt gegen Mendelssohn nicht ein, wohl aber erhielt er den Befehl, in Sanssouci vor dem König zu erscheinen. Er ging zu Fuß durch das Thor in Potsdam. Ein Junker, der auf den unansehnlichen verwachsenen Juden mit Geringschätzung herabblickte, fragte den Eintretenden, warum er sich zu dem König begebe? worauf Mendelssohn in sarkastischer Weise die Antwort gab: „Ich spiele aus der Tasche." „Das ist etwas anders" sagte der Eisenfresser und er ließ den Taschenspieler frei passiren. Er wurde vorgelassen und in Verhör genommen. Er räumte seine That unumwunden ein und sagte zu seiner Vertheidigung: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei wer er wolle, König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt wie er schiebt." Das Gleichniß gefiel und der Rezensent wurde in Gnaden entlassen.

Die Denunciation hätte für Mendelssohn schlimme Folgen haben können. Er war nämlich damals — 1760 — noch kein Schutzjude und durfte als Nichtpreuße nach dem Juden-Reglement von 1750 nur unter dem Schutze eines ansässigen Juden im Lande bleiben. Erst nach vielen Bittschriften erhielt er vom König Friedrich — Oct. 1763 — das Privilegium eines Schutzjuden, d. h. die Zusicherung, nicht eines schönen Tages aus Preußen abgeschoben zu werden. Diese Gunst hatte er aber lediglich dem Marquis d'Argens zu verdanken. Dieser, einer der Hofwitzlinge Friedrichs des Großen, — um mit Grätz zu reden — konnte in seiner Naivetät es nicht begreifen, daß ein so weiser und gelehrter Mann wie Mendelssohn von der brutalen Polizei aus Berlin jeden Augenblick ausgewiesen werden könnte und so verwandte er sich wiederholt aufs Dringendste für ihn bei dem König. In seiner Empfehlungsschrift an den König sagte Marquis d'Argens: „Un Philosophe mauvais catholique sapplie un Philosophe mauvais protestant de donner le privilège à un Philosophe mauvais juif. Il y a trop de Philosophie dans tout ceci que la raison ne sais pas du côté de la demande." Mendelssohn erhielt aber das Privi-

legium nur für seine Person; seine Bitte, es auch für seine Nachkommen auszudehnen, wurde ihm rundweg abgeschlagen. Erst unter Friedrich Wilhelm II. wurde der Wittwe ein solches Privilegium im Jahre 1787 zu Theil. Dasselbe enthält den Ausdruck: „Wegen der bekannten Verdienste Ihres Mannes und Vaters.“*)

Die Abneigung Friedrichs des Großen gegen Mendelssohn kam auch bei anderen Veranlassungen zu Tage. Die königliche Akademie der Wissenschaften in Berlin hatte für das Jahr 1763 die Preisaufgabe gestellt: „ob die metaphysischen Wahrheiten einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen?“ An der Lösung dieser Frage betheiligten sich zwei Philosophen, von denen ein Jeder später einen Weltruf erlangen sollte: Mendelssohn und — Kant. Während jedoch dieser nur das Accessit erhielt, wurde jener mit dem Preise, 50 Ducaten, gekrönt. Am Sonnabend den 4. Juni 1763 verkündete die „Berliner Zeit.“: „Donnerstag hielt die Akademie ihre öffentliche Sitzung. Den Preis erhielt der schon zur Genüge durch seine Schriften bekannte hiesige Jude Moses Mendelssohn.“ Im Jahre 1771 beschloß daher die Akademie der Wissenschaften in Berlin, Mendelssohn zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu wählen und legte den Vorschlag dazu dem großen Friedrich zur Genehmigung zu. Aber der König versagte seine Einwilligung. Er strich den Namen Mendelssohn in der Liste der Candidaten, ohne einen Grund anzugeben. Im Jahre 1784 wurde der Freund Mendelssohns, Herz Homberg, in Wien als Correpetitor vorgeschlagen und dieser Vorschlag wurde vom Kaiser abgelehnt. Um seinen Freund wegen dieses Mißlingens zu trösten, schreibt er ihm am 20. Nov. 1784: „Ich habe, wie Sie wissen, ein ähnliches Schicksal gehabt, die Akademie hat mich zum Mitgliede gewählt; des Königs Majestät aber die Wahl nicht bestätigt. Warum? Das weiß ich ebenso wenig als Sie jetzt wissen, warum man Sie nicht zum Correpetitor haben will. Religionshaß ist es doch sicherlich nicht.“ Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte Friedrich dem kühnen Kritiker seinen Freimuth noch immer nicht vergeben. . . . „Der Jude wird verbrannt!“ Allerdings wollen Andere, wie Varnhagen von Ense, Bartholmeß und Kayserling hierfür einen anderen Grund angeben. Die Kaiserin Katharina von Rußland,

*) Moses Mendelss. Ges. Schriften, B. I. S. 51.

die Verfasserin einer russischen Novelle: „Chlore Czarewitz“, wollte nämlich bei der damaligen Wahl der Akademie aufgenommen werden, und es sei erklärlich, daß die philosophische Clytämnestra, deren Freundschaft der König in der ein Jahr später vorgenommenen Theilung Polens gar sehr bedurfte, dem kleinen armen Juden vorgezogen wurde!

Die öffentliche Meinung der gesammten gebildeten Welt verurtheilte damals die wenig generöse That des großen Friedrich. Der Philosoph Lambert beklagte die Akademie, daß sie eines so schönen Schmuckes wie Mendelssohn beraubt sei, und der Epigrammatist Kästner dichtete folgendes Poem:

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht;
Ein Plato lebt in seinem Lande
Und diesen kennt er nicht!

Mendelssohn nahm diese Kränkung mit jener ihn bezeichnenden philosophischen Ruhe auf und wunderte sich nur darüber, daß eine königlich preußische Akademie der Wissenschaften überhaupt einen Juden zu ihrem Mitgliede gewählt habe!

War ihm nun auch nicht gestattet, in die heiligen Hallen der officiellen preußischen Wissenschaft einzutreten, so wuchs doch sein Ruhm von Tag zu Tag und der Glanz seines Namens strahlte immer leuchtender. Wie groß seine Popularität war, kann man daraus ersehen, daß zu Ehren desselben zu jener Zeit in Berlin eine silberne Denkmünze geprägt wurde. Der Avers zeigt das Profil-Bildniß des Gefeierten; die Umschrift bildet der Name: „Moses Mendelssohn.“ Der Revers zeigt einen Schädel, auf dem ein Falter ruht. Darüber steht das Wort: „Phädon“, darunter: Natus MDCCXXIX. Die Münze wurde vom Modelleur Jacob Abraham, der 50 Jahre lang Münzgraveur der preußischen Regierung war, modellirt.

VI.

Mendelssohns deutsche Gesinnung und deutscher Stil.

Die Berliner beziehungsweise preußischen Juden zu Lebzeiten Mendelssohns waren nicht gleichberechtigte Bürger des Staates, sondern nur geduldete Ausländer. Der Staat that Alles, um eine unübersteigbare Scheidewand zwischen Juden und Christen zu errichten. Es gab ordentliche und außerordentliche Schutzjuden. Letztere hatten nur ein Recht für ihre Person; Kinder konnten bei Lebzeiten ihrer Eltern keinen selbstständigen Handel treiben; Heirathen der zum Ansiedeln Berechtigten waren blos mit Einheimischen gestattet, mit Fremden nur, wenn sie großes Vermögen in's Land brachten. Von Handwerken waren ausschließlich solche zugelassen, in denen sich Juden bereits früher hervorgethan hatten und für die keine Zünfte existirten. Die Juden durften in Berlin nicht mehr wie 40 Häuser bewohnen. Der Eingang durch die Stadt war nur durch das Halle'sche und Prenzlauer Thor erlaubt. Die Zahl der öffentlichen Beamten war festgesetzt. Für die Abtragung der Schutzgelder waren alle preußischen Gemeinden solidarisch haftbar; die Berliner Gemeinde war überdies gezwungen, für alle Eigenthums-Vergehen, woran ein Jude durch Stehlen oder Hehlen betheiligt sein mochte, vollen Schadenersatz zu leisten. Empörend waren die Formalitäten des Judeneides. Noch im Jahre 1757 bestimmte ein Edict, daß der Eid in der Synagoge in Gegenwart von 10 erwachsenen Juden zu leisten sei und der Schwörende sich bei besonders wichtigen Angelegenheiten mit einem Schlachtmesser in der Hand auf einen Sarg zu setzen habe. In dem Schwure rief der Jude die gräßlichsten Flüche und die ewige Verdammniß auf sich herab, belud die Seinen und sein Haus mit der Strafe des Himmels, wenn er falsche Gedanken ausspräche oder nur im Herzen hegte.*)

*) Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger. S. 68 ff.

Trotz der entehrenden Stellung, welche den Juden im preußischen Staate angewiesen war, rührte sich in Mendelssohn der Nationalstolz und die deutsche Gesinnung. Wie er in der Besprechung der Schriften Friedrichs des Großen, wie wir wissen, den Mangel an Deutschthum im Wesen des Königs beklagte, so ergriff er jede Gelegenheit, um zu bekunden, daß der Jude vor Allem Deutscher und Staatsbürger sein müsse. In seinen bereits 1755 erschienenen „philosophischen Gesprächen" tadelt er die Deutschen, daß sie, den tiefen Gehalt ihres Geistes verkennend, sich unter das Joch des französischen Geschmacks beugen: „Werden denn die Deutschen", ruft er aus, „niemals ihren Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn umtauschen?"

Er fühlte sich von dem tiefen, grüblerischen und gründlichen deutschen Geist mächtig angezogen, während ihm die französische Tändelei und Frivolität in der Seele verhaßt war. In der bereits erwähnten Schrift führt er sogar den Niedergang der deutschen Philosophie und des deutschen Geisteslebens auf den Mangel an Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, auf das Ueberwuchern der französischen Einflüsse zurück. Zu einer Zeit, da der preußische Hof französirte und Friedrich der Große alles Französische auf Kosten des Deutschthums protegirte, schreibt Mendelssohn: „Sie haben ohne Zweifel eine Quelle übersehen, aus der wir leider mehrere Uebel herleiten müssen. Ich meine die sklavische Nachäffung eines Volkes, das uns zu verführen gleichsam gemacht zu sein scheint. Dieses Volk, welches seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen hat, sehe wohl, daß die Gründlichkeit sein Werk nicht sei; es machte daher die Artigkeit der Sitten zu seinem einzigen Augenmerke und übte den spöttischen Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen und in der großen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmackes nicht zu leben wußten. Die wenigen Weltweisen, die es noch hatte, fingen an, ihre runzliche Stirn aufzuheitern und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben Werke pour les dames, à la portée de tout le monde u. s. w. und spotteten sehr witzig der düsteren Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? sie, die gern die Hälfte ihres

Verstandes hingaben, wenn die Franzosen nur gestehen wollten, daß sie zu leben wissen.*)"

Der Einfluß seines großen Freundes Lessing, welcher die Franzosenthümelei so glänzend bekämpfte, verleugnet sich auch hier nicht. Bei allem Kosmopolitismus, der ihn beseelte, und bei aller Anerkennung der Vorzüge anderer Völker und ihrer Denker, sah er doch in den Deutschen das auserwählte Volk der Philosophie. „Die Engländer," schreibt er am 27. Februar 1758 an Lessing, „philosophiren nur bis auf einen gewissen Punkt, bei welchem sie stehen bleiben. Sie scheinen zu stolz zu sein, die Deutschen zu lesen, und zu bequem, selbst in das Innere der Seele zu dringen. Die Franzosen philosophiren mit dem Witze, die Engländer mit der Empfindung; und nur die Deutschen haben kaltes Blut genug, mit dem Verstande zu philosophiren." Indem er die Nachäffung der Ausländer und die Vernachlässigung der eigenen Größen aufs heftigste tadelt, sagt er die folgenden noch jetzt beherzigenswerthen Worte: „Deutschland hat sich von seinen Nachbarn den gerechten Vorwurf zugezogen, daß es öfters für seine eigene Ehre allzu sorglos sei. Aus seinem kaltsinnigen Betragen zu urtheilen, sollte man fast vermuthen, es wisse den Werth großer Geister nicht zu schätzen, die es in seinem eigenen Schooße hervorbringt. Leibnitz und Newton, deren unsterblicher Ruhm bis in die spätesten Zeiten dauern wird, lebten zu einerlei Zeit und erweiterten die Grenzen der Wissenschaft gleichsam mit vereinten Kräften. Der große Newton starb, und es ist bekannt, mit welchem Pompe, mit welchen fast königlichen Ehrenbezeigungen sein Leichnam beigelegt worden sei. Der wenigstens ebenso große Leibnitz verschied und ward nicht würdiger beerdigt als der schlechteste Bewohner einer Stadt, dessen Verlust man nicht weiter verspürt, als an dem Tische, wo er gegessen hat. Ja, was noch mehr ist, vielleicht hat der Herr von Fontenelle diesem großen Deutschen eine würdigere Lobrede gehalten, als alle seine Mitbürger, die noch dazu in gewissem Grade seine Lehrlinge waren."**)

Ein Patriot im Sinne unserer Chauvinisten war Mendelssohn allerdings nicht, wohl aber ein echter Vaterlandsfreund, ein Deutscher

*) Lessing Mendelssohn-Gedenkbuch, Leipzig 1879, Baumgärtner, S. 139 ff.
**) Ges. Schriften IV, 1, 262.

durch und durch. In der Besprechung der Schriften: „Von dem Nationalstolz“ von Zimmermann und „Vom Tode für das Vaterland“ von Abbt legt er ein ungemein erhebendes und wohlthuendes Glaubensbekenntniß seines edlen Patriotismus und seiner Liebe zu Deutschland ab. Aus der Fülle der diesbezüglichen Betrachtungen seien nur die nachstehenden Auslassungen Mendelssohns mitgetheilt: „Woher kommt es, daß die alte Geschichte noch immer interessanter ist als die neuere, obgleich diese unseren Zeiten näher angrenzt? Eine der wichtigsten Ursachen ist wohl, daß bei den Griechen und Römern die ganze Nation eine große Denkungsart hatte. Die Liebe zum Vaterlande war die Seele ihrer Welthändel, das Feldgeschrei ihrer blutigen Kriege und der Nerv aller ihrer Unterhandlungen; der Geschichtsschreiber fand in dieser großen Denkungsart ein weites Feld für die Ausbreitung seines Genies; denn er hatte nicht blos Thaten, sondern auch Gedanken und Gesinnungen ganzer Nationen zu beschreiben. In den neueren Zeiten hingegen haben die Nationen fast gar keine Denkungsart. Die Liebe zum Vaterlande ist unter die Vorurtheile verstoßen worden ... Kommt aber die Liebe zum Vaterlande in die Gemüther unserer Mitbürger zurück, so muß die Nation nothwendig, wie von einer neuen Seele belebt, auch eine neue Denkungsart annehmen. Ihre Thaten zum Dienste des Königs erlangen mehr eigenen Trieb als Gehorsam, mehr Liebe als Beruf zum Grunde; und ihr großer Anführer ist nicht, was Andere sein möchten, die Seele vieler Körper, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Seele der Seelen. Zu welchen hohen Gesinnungen ruft uns das erhabene Muster nicht, das wir beständig vor Augen haben?*) Nun die Denkungsart einer Nation durch die Liebe für das Vaterland einen neuen Schwung nimmt, so müssen auch die Handlungen der Bürger sich veredeln und dieser neuen Denkungsart gemäß werden.“

Obschon Mendelssohn wahrlich keine Ursache hatte, für Friedrich den Großen zu schwärmen, so war er doch patriotisch genug, die großen Thaten seines Königs zu bewundern. Im Jahre 1760 schreibt er in seinen Literaturbriefen über den großen König: „Die Nachwelt wird das Vergnügen haben, den Helden und den Landesvater, den sie in seinen öffentlichen Thaten nicht genug wird bewundern

*) Hier ist natürlich Friedrich der Große gemeint.

können, hier in seinen Ergötzungen als den liebenswürdigsten Privatmann kennen zu lernen. Kaum ist den Pflichten des Regenten Genüge geschehen, so legt er Krone und Scepter und den Zwang der Majestät vor dem Throne der Weisheit nieder und begiebt sich in den kleinen Cirkel von Freunden, ist selbst der zärtlichste Freund, der angenehmste Gesellschafter, der gütigste Hausherr und der strengste Sittenrichter; verabscheut den Schmeichler, züchtigt den Wollüstling, scherzt über den Unzufriedenen, bestraft seine eigenen Fehler und haßt Niemanden als den Tyrannen und Heuchler, die Feinde menschlicher Glückseligkeit." Noch enthusiastischer äußert er sich 22 Jahre später — 1782 — in der Vorrede zu Manasseh ben Israels: „Rettung der Juden". Hier sagt er u. A.: „Ein bewunderungswürdiger Monarch ist es, der nicht nur zu eben der Zeit dieselben Grundsätze in ihrem ganzen Umfange durchgedacht, sondern auch einen Plan entworfen hat, zu dessen Ausführung mehr als menschliche Kräfte zu gehören scheinen. . . . Ich lebe in einem Staate, in welchem einer der weisesten Regenten, die je Menschen beherrscht haben, Künste und Wissenschaften blühend, und vernünftige Freiheit zu denken so allgemein gemacht hat, daß sich ihre Wirkung bis auf den geringsten Einwohner seiner Staaten erstreckt hat."

Im Auftrage der jüdischen Gemeinde zu Berlin verfaßte Mendelssohn zwei Predigten patriotischen Inhalts; von diesen ist nur noch eine, die auf den Hubertusburger Frieden — 1763 — bezügliche, vorhanden. Eine begeisterte Hingabe an Preußen und den Großen Friedrich spricht aus jeder Zeile dieser denkwürdigen Predigt. Man höre: „ . . . Wo seid ihr starken Geister, die ihr die Wege der Vorsehung verkennt? Wo seid ihr Verräther der Gottheit? Kommt, seht und werdet beschämt! Daß wir noch sind, daß Preußen ein Volk und der Herr sein Gott ist, in Wahrheit und Gerechtigkeit; daß wir Alle noch leben, ein Samen des Friedens, und unser König, der Gekrönte Gottes, die Bewunderung der Völker, über uns herrschet in glorreichem Frieden: wer hat das gethan? wer hat die Brust seiner Völker mit Tapferkeit gewaffnet, daß hundert von ihnen zehntausend in die Flucht schlugen? . . Ihr merkt es wohl, gerührte Zuhörer, daß ich mich zu jenem erhabenen Muster der Tugend hinaufzuschwingen mich bestrebe, welches in der Geschichte allen künftigen Bewohnern der

Erde zum Beispiel glänzen wird. Seine geprüfte Tugend, seine Standhaftigkeit im Unglück, seinen göttlichen Muth durch Worte beschreiben: heißt am hellen Mittag die glühende Sonne abbilden wollen. Ihn verewigt die glücklichste Beschreibung seines Charakters. Was that Friedrich, als die Blitze von allen Seiten umher ihn zum Ziele ihres Geschosses gewählt zu haben schienen? — Er that seine Pflicht. Er trug die Last des ganzes Krieges allein; allezeit schneller als die Gefahr, unaufhaltsam wie der Sturmwind Gottes, trug er seinen Schutz von Provinz zu Provinz und rettete, wo Unschuld zu retten war. Er that, was Gott und die Gerechtigkeit von Weisen fordern können, und den Ausgang überließ er der Führung dessen, der unser Schicksal nach seiner Weisheit lenkt."

In solchem Sinne wirkte Mendelssohn zur Belebung des nationalen Sinnes in Deutschland. Wie allen Deutschen, so predigte er vor Allem seinen Glaubensgenossen Patriotismus, Liebe zum Vaterlande und die Zusammengehörigkeit zu Deutschland. Durch die Uebertragung der 5 Bücher Moses und der Psalmen in's Hochdeutsche, durch seine eigene literarische Thätigkeit und den Feldzug, den er gegen den Jargon, genannt „Judendeutsch", eröffnete, trug er nicht wenig dazu bei, daß die deutschen Juden eifrig bemüht waren, deutsche Sprache, deutsche Sitte und deutsche Cultur sich anzueignen. Die rechtliche Gleichstellung seiner Glaubensgenossen befürwortete er aus nationalen Gründen und hob mit Nachdruck die Vortheile hervor, die dem Staate erwachsen werden, „dem es zuerst gelingen wird, diese eingeborenen Colonisten zu seinen Bürgern zu machen und eine Menge von Händen und Köpfen, die zu seinem Dienste geboren sind, auch zu seinem Dienste anzustrengen."*)

Wie auf die Reinheit der Gesinnung, so achtete er auf die Reinheit der Sprache. Mendelssohn war ein Großmeister des deutschen Stils, ein würdiger Genosse Lessing's auch nach dieser Richtung hin. Ich habe bereits oben das klassische Zeugniß Kant's über den Mendelssohn'schen Stil angeführt. In der That hatte der Verfasser des „Phädon", trotzdem er kein Dichter war, einen ungemein scharf ausgeprägten Formensinn und ein überaus feines Verständniß für das Einfache, Schöne und Wahre der Sprache. Seine Zeitgenossen stimmten alle in das Urtheil Kant's ein. Christian Garve z. B. äußert sich

*) Ges. Schriften, III, 181.

in einem Aufsatze über Sprachverbesserung: „Als Lessings eigener philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich zeigten, war allen Besonderheiten seines Stils unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, als wenn nur Er ein recht originell deutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit dem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Stils an!" Die liebe deutsche „Muttersprache" zu heben, zu reinigen und zu bewahren, war sein unausgesetztes Bestreben. Er war Feind jeder Phrase, jedes Schwulstes und jeder Weitschweifigkeit. Einfach und schlicht zu schreiben, daß auch der Laie ihn verstehe, das war das Alpha und Omega seines Wirkens. Selbst ein Lessing, dieser große Sprachbaumeister, verschmähte zuweilen nicht, seine Hilfe in stilistischer Beziehung anzurufen. Einst schickte ihm auch sein Freund Abbt seine Schrift „vom Verdienste" ein und empfahl ihm „das gebrechliche Manuscript zu milder Ausbesserung". Er that es gründlich und schrieb ihm bei der Zurücksendung des verbesserten und purificirten Manuscripts: „ . . . Ihre Schrift soll die Ehre der deutschen Prosa retten, soll großen Herren beweisen, daß auch Deutsche, die gründlich denken, mit Geschmack schreiben können, und sie kann dies Alles, wenn sie noch einmal polirt wird."*)

Der deutsche Geist, den Moses Mendelssohn neu belebt, hat seitdem die deutschen Juden ganz und gar durchdrungen, und die Deutschen jüdischer Abstammung sind nicht wie noch zu Zeiten Friedrich's des Großen Preußen zweiter Klasse, sondern vollberechtigte Bürger, die ihr Vaterland ebenso lieben und dafür zu leben und zu sterben wissen wie die Teutonen, welche unter Gottfried von Bouillon die Kreuzzüge mitgemacht haben. „Deutschland, Deutschland über Alles!" ist auch der Schlachtruf der deutschen Juden.

*) Ges. Schriften, V, 330 ff.

VII.

Der Humor und Witz Mendelssohns.

Moses Mendelssohn gehört unstreitig nicht nur zu den scharfsinnigsten, sondern auch den geistreichsten und witzigsten Schriftstellern der deutschen Literatur. Sein schlagfertiger Witz, seine schneidigen Einfälle und treffenden Bemerkungen haben ihn fast ebenso populär gemacht wie seine vortrefflichen Bücher. Mögen hier einige der amüsantesten Aeußerungen des modernen Sokrates mitgetheilt werden.

In Berlin hatte sich gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ein „literarisches Caféhaus" gegründet, wo namhafte Gelehrte und Schriftsteller verkehrten; auch Mendelssohn kehrte dort ein. Einst spielten die 3 Mathematiker Euler, Gumpert und Jacobi eine Partie Tarock. Da sich die 3 Spieler über einen bestimmten Punkt nicht einigen konnten, wählten sie Moses Mendelssohn, der in der Nähe stand, zum Schiedsrichter. „Welches Wunder!" sagte er. „Drei Mathematiker können nicht richtig 21 zählen!" —

Eines Abends, da der Gesellschaft der Schelm im Nacken saß, wurde der Vorschlag gemacht, daß jeder der Anwesenden seine eigenen Fehler besingen sollte. Mendelssohn, der bekanntlich verwachsen war und überdies auch stotterte, improvisirte wie folgt:

Groß nennet Ihr den Demosthen,
Den stotternden Redner von Athen,
Den höckrigen Aesop halt't Ihr für weise —
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreise
Doppelt groß und weise sein,
Denn Ihr habt bei mir im Verein,
Was man bei Aesop und Demosthen
Hat getrennt gehört und geseh'n. —

Als der Probst Teller sich einst an Mendelssohn mit der scherzenden Anrede wandte:

An Gott den Vater glaubt ihr schon,
So glaubt doch auch an seinen Sohn,
Ihr pflegt doch sonst bei Vaters Leben
Dem Sohne gern Credit zu geben!

gab er die bekannte Antwort:

Wie könnten wir Credit ihm geben?
Der Vater wird ja ewig leben! —

Kaum war Mendelssohn einmal in Dresden eingetroffen*), da erschien schon der jüdische Gemeindediener Löbl Schie bei ihm und verlangte von ihm 20 Groschen, um für ihn und seine Gesellschaft einen Zoll- und Geleitbrief zu lösen, denn damals mußte der Jude, wenn er sich in einer sächsischen Stadt auch nur einen Tag aufhalten wollte, den s. g. Leibzoll entrichten, der ihn zum Thiere herabniedrigte. Mendelssohn lachte laut auf. „Der Verfasser des Phädon sich verzollen lassen gleich einem Ochsen! das ist lustig!“ sagte er zu seiner Frau; „nun sehe ich ein, wie gut es Lavater mit mir gemeint. Wäre ich Christ geworden, könnte ich heute 20 Groschen sparen. Doch Jude ist Jude, ob er mit Philosophie oder alten Kleidern handle; gehorche ich den mosaischen Gesetzen, so muß ich auch den sächsischen Folge leisten.“ Er zahlte die 20 Groschen, und Löbl Schie eilte, den Verfasser des „Phädon“ und seine Begleiter zu verzollen.

Als Schie in dem Zoll- und Geleits-Expeditionsbüreau die verzollende Gesellschaft nannte, welche aus Berlin kam und über Meißen nach Leipzig reisen wollte, stutzte der Einnehmer ein wenig, als er den Namen Mendelssohn hörte.

„Mendelssohn! Mir ist, als ob ich von dem Manschel schon etwas gehört hätte. Mendelssohn! Hat er nicht Bücher geschrieben?“

„Und was für Bücher!“ erwiderte Löbl Schie.

„Ei was! Jude ist Jude!“ fiel ihm der Einnehmer in's Wort. Er schrieb hierauf den Geleitszettel und strich die 20 Groschen ein.

Tags darauf besuchte Mendelssohn in Begleitung seines Freundes Hennings, der als dänischer Geschäftsträger in Dresden lebte, die

*) Moses Mendelssohn. Von M. Kayserling. S. 55 ff.

damals noch im Zwinger aufgestellte churfürstliche Bibliothek, um das Verzeichniß der Doubletten, welche demnächst verkauft werden sollten, zu durchblättern. Der Bibliothekar Daßdorf, der gerade mit der Herausgabe der Briefe Winckelmanns beschäftigt war, schätzte sich glücklich, den berühmten Berliner Philosophen in seinem Museumtempel zu sehen; er erschöpfte sich in Lobeserhebungen über Mendelssohns Verdienste um die deutsche Literatur, zeigte ihm mit unermüdlicher Geduld die Doubletten, sowie die Schätze der Bibliothek und fragte ihn, als er Miene machte, sich zu entfernen, wie es ihm in Dresden gefalle.

„Ihre Stadt ist herrlich," antwortete Mendelssohn. „Ihr Land noch herrlicher und Ihr Churfürst das Herrlichste, was ich nächst unserem Friedrich kenne, aber —" hier brach er lächelnd ab.

„Nun was mißfällt Ihnen bei uns?" fragte Daßdorf erstaunt.

„Daß die sächsischen Gesetze die Berliner Juden und die polnischen Ochsen noch immer im Range ganz gleichstellen". Und nun erzählte Mendelssohn die Geschichte mit den 20 Groschen und dem Leibzoll. Schon den nächsten Morgen erhielt das Finanzcollegium mittelst allerhöchsten Rescripts den Befehl, „dem Berliner Gelehrten mosaischer Religion, Herrn Moses Mendelssohn", die als Leibzoll abgenommenen 20 Groschen zurückzustellen und ihm zugleich wissen zu thun, daß er sich mit seiner Begleitung in Dresden aufhalten könne, so lange es ihm beliebe, ohne die mindeste Abgabe zu entrichten. Und das Alles hatte die schlagfertige Antwort Mendelssohn's bewirkt! —

Es ist bekannt, wie Mendelssohn jenen Lieutenant abfertigte, der ihn anschnarrte: „Womit handelt er?" — „„Mit etwas, was Sie brauchen können, mit Verstand!"" —

Ein junger Schriftsteller brachte ihm einen Aufsatz über die Freiheit des menschlichen Willens. „Ich habe Ihren Aufsatz nicht lesen können", sagte ihm Mendelssohn, als er nach einiger Zeit um sein Urtheil bat. Der Autor, etwas empfindlich, entschuldigte sich, daß er belästigt habe. Mendelssohn beruhigte ihn und versicherte, er habe wirklich Abhaltung gehabt. „Wie konnten Sie aus meinen wenigen Aeußerungen schließen, daß ich Ihren Aufsatz für schlecht hielte?" „„Weil ich galubte, Sie hätten ihn nicht lesen wollen."" „Sie machen also, wie ich sehe, einen Unterschied zwischen Wollen und Können,"

versetzte Mendelssohn, „dann darf ich Ihren Aufsatz über Willensfreiheit gar nicht lesen, denn ich höre, wir sind einig". —

Mendelssohn trug von seinem dreißigsten Jahre an eine Perrücke. Er sprach sich darüber scherzend in einem Briefe an seine Braut vom 17. Oct. 1761 aus. Er schreibt ihr:*) „Das Haar ist bestimmt, unordentlich auf dem Nacken zu schwimmen und wir wollen es steif frisirt wissen! Wem also seine Zeit zu theuer ist, dem Perrückenmacher täglich aufzuwarten, der macht sich in Gesellschaften zum Gelächter oder er muß ein Mittel erfinden, sein Haar zum Perrüquier zu schicken, um den Kopf zu Hause mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen".

Schließlich mag hier ein Brief an Lessing**) mitgetheilt werden, worin sich der Humor Mendelssohn's in liebenswürdiger Gestalt zeigt. Im Jahre 1761 war Lessing Gouvernementssecretair in Breslau bei dem General Tauenzien. Mendelssohn hatte sehr lange nichts von Lessing gehört. Er erwartete auf mehrere Briefe vergeblich eine Antwort und Reisende erzählten ihm, daß sein Freund in Breslau ein ziemlich wüstes Leben führe und mit den jungen Offizieren viel spiele. Mendelssohn gab damals seine philosophischen Schriften heraus und sandte Lessing ein Exemplar mit folgendem Begleitschreiben:

„An einen seltsamen Menschen!

„Die Schriftsteller, die das Publikum anbeten, beklagen sich, es sei eine taube Gottheit, es ließe sich verehren und anflehen, man rufe vom Morgen bis in den Abend, aber da sei keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen nieder, der den Eigensinn hat, ebenso harthörig zu sein; ich habe gerufen und er antwortet nicht. Jetzt verklage ich ihn vor dem lauten Richter, dem Publikum, das sehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören. Die Spötter sagen: Rufe laut, er dichtet oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht — daß er erwache! O nein, dichten kann er, aber leider will er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu lässig. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber jetzt ist das Orakel verstummt und die Narren trotzen ungezüchtigt.

*) Ges. Werke, B. V, S. 419.

**) Ges. Werke, B. I, S. 38.

Er hat seine Geißel Anderen übergeben, aber sie streichen zu sanft, sie fürchten Blut zu sehen. Und Er?

„Wenn er nicht hört, nicht spricht, nicht fühlt,
Noch sieht — was thut er denn? — Er spielt".

* * *

Man ersieht schon aus diesen Proben des Mendelssohn'schen Humors, daß seine Ironie keine verletzende, sondern eine echt sokratische war. Seine Gemüthsart war stets die eines Weisen. Nur das Gemeine und Niederträchtige forderte seinen Hohn und Spott heraus, sonst hatte sein Scherz keinen Stachel und sein Witz war ein durchaus harmloser

VIII.

Mendelssohns Charakter und Persönlichkeit.

Mendelssohn hatte eine Aehnlichkeit mit seinem Zeitgenossen Voltaire, der wie er Berlin und die Welt mit seinem Ruhme erfüllte: die Häßlichkeit. Die Natur hatte ihn außerordentlich vernachlässigt, und die Grazien hatten jedenfalls nicht an seiner Wiege gestanden. Wer den kleinen, verwachsenen und buckeligen Mann nur oberflächlich betrachtete, der hätte nimmer geglaubt, daß in diesem mißgestalteten Körper eine so geniale feurige Seele, ein so hochfliegender Geist leben konnte! Er sah wahrhaft jämmerlich aus, so daß man mit ihm Mitleid haben mußte. Eine kleine schwächliche Figur zeigte sich unseren Blicken, die unwillkürlich Mitleid einflößen mußte. Im Gegensatz zu dem übrigen Körper war der Kopf sehr schön gebildet. Die Stirn war hoch und gewölbt, in dem ganzen Schnitt des Gesichtes lag etwas Antikes und aus den tiefen dunklen Augen leuchtete sein hoher Geist und sein herrliches Gemüth.*)

Der Physiognomiker Lavater, welcher in Gesellschaft eines Freundes, des Malers Füßli, die berühmten Leute aufzusuchen pflegte, um ihre Silhouetten mitzunehmen, suchte natürlich auch Moses Mendelssohn in seiner bescheidenen Wohnung in der Spandauerstraße in Berlin und auf seinem Comptoir, wo er als Buchhalter in der Seidenfabrik des Herrn Bernhard thätig war, wiederholt auf. Professor Oppenheim in Frankfurt a. M. hat in einem reizenden Bild, welches sich jetzt in der Karlsruher Gemäldegallerie befindet, dieses Zusammenleben Lessings, Mendelssohns und Lavaters prächtig veranschaulicht. Lavater hatte nun Gelegenheit, Mendelssohns Aeußeres gründlich zu studiren und

*) Moses Mendelssohn. Von Dr. M. Kayserling, S. 477.

er schreibt über ihn an den Canonicus Breitinger in Zürich u. A.: „Den Juden Moses, den Verfasser der philosophischen Briefe über die Empfindungen, fanden wir in seinem Comptoir mit Seide beschäftigt. Eine leutselige, leuchtende Seele im durchdringenden Auge und einer äsopischen Hülle; schnell in der Aussprache, doch plötzlich durch ein Band der Natur im Lauf gehemmt. Ein Mann von scharfen Einsichten, feinem Geschmack und ausgebreiteter Wissenschaft. Ein großer Verehrer denkender Genies und selbst ein metaphysischer Kopf; ein unparteiischer Beurtheiler der Werke des Geistes und Geschmacks; vertraulich und offenherzig im Umgange, bescheidener in seinen Reden als in seinen Schriften und beim Lobe unverändert, ungezwungen in seinen Geberden, entfernt von ruhmbegierigen Kunstgriffen niederträchtiger Seelen, freigebig, dienstfertig, ein Bruder seiner Brüder, der Juden, gefällig und ehrerbietig gegen sie, auch von ihnen geehrt und geliebt."

Ueber den Schattenriß Mendelssohns äußert sich derselbe Physiognomiker: „Vermuthlich kennst Du diese Silhouette. Ich kann Dir's kaum verhehlen, sie ist mir zu lieb, gar zu sprechend. Kannst Du sagen, kannst Du einen Augenblick anstehen, ob Du sagen wolltest, vielleicht ein Dummkopf, eine recht geschmacklose Seele? ... der so was sagen könnte, ertragen könnte, daß ein Anderer es sagte, der schließe mein Buch zu, werfe es von sich — und erlaube mir, meine Gedanken zu verwahren, daß ich nicht über ihn urtheile! Ich weide mich an diesem Umrisse, mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirn auf den scharfen Knochen des Auges herab. In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! die Bestimmtheit der Nase! der herrliche Uebergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt, wo Alles dies zusammenstimmt, um die göttliche Wahrheit der Physiognomik fühlbar und anschaulich zu machen!"

Mendelssohn trug, wie uns sein Enkel, Professor Dr. G. B. Mendelssohn in Bonn, berichtet, einen kurzen, wohlgekämmten und in Schnitt gehaltenen Bart. In unserer Zeit fällt dies nicht auf und ein Biograph würde es kaum zu bemerken haben. In jener Zeit aber bezeichnete der Bart ganz bestimmt den Juden und man würde in Berlin nicht einen Christen gefunden haben, der einen Bart trug.*)

*) Ges. Schriften, Bd. I., S. 37.

In dieser unschönen Hülle wohnte einer der edelsten Geister, die je hienieden gelebt und das Gute und Wahre gefördert haben. Selten ist ein Denker und Schriftsteller so allgemein verehrt und geliebt worden wie er. Ramler feierte in ihm mit Recht

Einen Weisen wie Sokrates,
Den Gesetzen der Väter getreu,
Unsterblichkeit lehrend,
Unsterblich wie er.

Von Natur zur Leidenschaftlichkeit geneigt, hatte er es durch lange Uebung in den stoischen Tugenden und ihrer Beherrschung sehr weit gebracht. Milde und Versöhnlichkeit war der Grundzug seines Charakters. So kam einst ein junger Mann zu ihm, in der Meinung, daß Mendelssohn ihm Unrecht gethan habe, um ihm darüber Vorwürfe zu machen, und sagte ihm eine Unverschämtheit über die andere. Mendelssohn stand, wie Salomon Maimon erzählt, an einen Stuhl gelehnt, wandte kein Auge von jenem weg und hörte alle seine Impertinenzen mit stoischer Geduld an. Erst nachdem der junge Mensch ausgetobt hatte, ging er zu ihm und sagte: „Gehen Sie, Sie sehen, daß Sie Ihren Zweck nicht erreichen, Sie können mich nicht aufbringen."

Er unterstützte Jedermann ohne Unterschied des Glaubens und des Standes. Seine Mildthätigkeit hatte keine Grenzen. Charakteristisch hierfür ist schon die folgende Thatsache. Als er eines Abends zu seinem Freunde Büchler kam, erzählte ihm dieser, daß ein gewisser Herr von F., den Mendelssohn nur dem Rufe nach als einen geschcidten und redlichen Mann kannte, von seinem Posten bei der österreichischen Gesandtschaft verabschiedet und hierdurch als Gatte und Familienvater in die äußerste Bedrängniß gerathen sei. Mendelssohn war sichtbar gerührt. „Ich habe," sagte er nach einer Weile, „zweihundert Thaler einbekommen, die will ich dem Herrn von F. leihen." „Lieber, großmüthiger Mendelssohn!" sagte Büchler, „ich kann nicht davor stehen, ob mein redlicher Freund je wieder in den Umständen sein wird, die Summe zurückerstatten zu können." „Das verlange ich auch nicht," versetzte Mendelssohn, „ist Herr von F. ein ehrlicher Mann, so wird er seiner Verpflichtung gedenken, und kann er seine Schuld nicht wieder abtragen, so bin ich mit dem Lohne meines Bewußtseins zufrieden."

Mendelssohn half dem armen Brodlosen auf. Er hatte später nie von der Sache gesprochen, und der ihn überlebende Büchler wußte nicht, ob ihm die Summe zurückgekommen sei.“*)

Man glaube aber nicht, daß Moses Mendelssohn in glänzenden Verhältnissen gelebt habe. Er war zuerst im Hause eines reichen Berliner Seidenfabrikanten Isaac Bernhard Hauslehrer. Nach Ablauf von 4 Jahren nahm ihn sein Chef als Buchhalter in sein Comptoir auf. Durch rastlosen Fleiß ersparte er sich ein kleines Sümmchen und war schon im Stande, seinen armen Freunden aus peinlichen Verlegenheiten zu helfen. So wissen wir, daß er im Jahre 1757 Lessing 60 Thaler — „pumpte“. Diese zu beschaffen, wurde ihm aber gar nicht so leicht. Er schreibt ihm: „Ich kann Ihnen jetzt, ohne die geringste Beschwerlichkeit, dreißig Thaler und irgend in 4 Wochen noch dreißig Thaler schicken, wenn es Ihnen so gefällt. Ich würde auch heute das Geld mitgeschickt haben, wenn man nicht seit gestern den Weg von hier nach Leipzig unsicher hielt. Seien Sie also so gütig, allda durch Jemanden dreißig Thaler auf mich assigniren zu lassen, entweder an Herrn Voß oder sonst einen Kaufmann allhier.“ Die zweite Anweisung an Voß blieb nicht aus, doch als er dieselbe präsentirte, war Mendelssohns Kasse leer, aber er versprach, die Summe binnen 14 Tagen gewiß zu bezahlen, ein Versprechen, das er auch unfehlbar hielt.**)

Später verbesserten sich seine finanziellen Verhältnisse, als Bernhard seines Alters wegen Ruhe suchte und er die Leitung des Geschäftes übernahm. Er wurde zuerst Factor, dann nach dem Tode ihres Mannes, nahm ihn die Wittwe als Gesellschafter in die Fabrik auf. Wie sehr Bernhard mit seinem Buchhalter zufrieden war, geht aus dem vom 20. Juni 1768 datirten Testament des ersteren hervor. Nachdem Bernhard von der Erbtheilung gesprochen, fügt er hinzu: „Wobei ich jedoch festsetze, daß es in Ansehung meines Buchhalters, Herrn Moses Mendelssohn, bei dem mit ihm im Jahre 1761 geschlossenen Contracte in allen seinen Kräften verbleibe, und meine Erben so gut wie ich schuldig sein sollen, diesem Contract Punkt für Punkt nachzukommen.“***)

*) Moses Mendelssohn von Dr. M. Kayserling, S. 480.

**) Ges. Schriften, B. V, S. 133.

***) Ges. Schriften, B. V, S. 133.

Der nach freier Bethätigung seiner geistigen Kräfte strebende Mann war nur mit Widerwillen Kaufmann. In seinen Briefen an intime Freunde giebt er seinen diesbezüglichen Klagen wiederholt tiefschmerzlichen Ausdruck. So schreibt er einmal an Lessing: „... Die Geschäfte, die lästigen Geschäfte! sie drücken mich zu Boden und verzehren die Kräfte meiner besten Jahre. Wie ein Lastesel schleich ich mit beschwertem Rücken meine Lebenszeit hindurch, und zum Unglück ruft mir die Eigenliebe oft in's Ohr, daß mich die Natur zum Paradepferd geschaffen hat." Noch verbitterter spricht er sich in einem anderen Briefe an Lessing aus: „Ein guter Buchhalter ist gewiß ein seltenes Geschöpf. Er verdient die größte Belohnung, denn er muß Verstand, Witz und Empfindung ablegen und ein Klotz werden, um richtig Buch zu führen. Verdient ein solches Opfer zum Besten der Finanzen nicht die größte Belohnung?" Wie unglücklich fühlte er sich, daß ihm nicht hinlängliche Muße zum Studiren und Forschen gegönnt war und wie beneidete er seine Freunde Lessing und Nicolai!

David Friedländer, ein treuer Freund und Schüler Mendelssohns, später Stadtrath in Berlin († 1834 in Berlin), hat über den Philosophen der preußischen Metropole einen sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht, der fast unbekannt ist. Mögen aus demselben hier auszugsweise nachstehende Stellen mitgetheilt werden: „Kein Zeitgenosse stand auf und sprach öffentlich oder leise: ich bin besser. Darüber waren alle seine Freunde, — er hatte Freunde unter allen Confessionen — alle seine Zeitverwandten, die ihn näher kannten, durchaus einig. ... Sein reiner, moralischer Sinn, seine echte, ihm so natürliche Bescheidenheit, sein Anerkennen jedes, auch des kleinsten, Verdienstes, verbunden mit wohlgeordneten, gründlichen Kenntnissen und einem geläuterten, gleichsam angeborenen Geschmack versammelte zuerst die Nicht-Israeliten um ihn. Die erste Empfindung, die er hervorbrachte, war Erstaunen, ganz wie dieses bei jeder Erscheinung zu sein pflegt. Ein Jude, der Griechisch und Latein las und reines Deutsch sprach, war damals ein nie gesehenes Phänomen. Man trat ihm näher, und die Verwunderung löste sich in Bewunderung auf, und sowie man die Verbindung der Verstandescultur mit dem moralischen Sinne in ihm inne wurde, verschmolz Alles in Zuneigung und Liebe. — Die Hochachtung, die er sich bei den verschiedensten Ständen, vom Fürsten bis

zum Handwerker herab, erwarb, das allgemeine Vertrauen zu seiner redlichen Wahrheitsliebe ist weltkundig. Weniger bekannt, aber ebenso merkwürdig als wahr ist, daß ein Prediger evangelischer Religion mit Zutrauen zu ihm kam und ihm seine mannigfaltigen Scrupel vorlegte. Mit weisem Ernst belehrt und durch sanfte Vorstellungen beruhigt, ging der Gottesmann von ihm und legte sein geistliches Amt nicht nieder, wie er Willens war. Vielleicht ist dieses Benehmen von beiden Seiten ohne Beispiel ... Der Heuchler und der Zweizüngige, vorzüglich in der Religion, war ihm ungemein verhaßt. Für den Abtrünnigen, der offen und frei handelte, suchte er, wenn der Schritt geschehen war, Entschuldigungsgründe; den Scheinheiligen hingegen verachtete er. Auch das war in dem Sinne seines Lessing: „Der Mann, der bei drohenden Gefahren," sagt dieser, „der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Wer aber nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Masken an den Mann zu bringen, der möchte wohl ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit."" —

Wenn Mendelssohn auch mit seiner Humanität die ganze Welt umfaßte, so war er doch besonders rührig, wenn es galt, seinen verfolgten Glaubensgenossen, die sich aus aller Herren Ländern an ihn um Schutz und Beistand wandten, zur Hilfe zu kommen. Im Herbste 1777 sollten mehrere hundert Juden aus Dresden ausgetrieben werden. Sofort reiste er nach Dresden und begab sich zu dem ihm befreundeten Kammerherrn Freiherr von Ferber, dem er vorher noch ein herrliches Schreiben gesandt hatte, worin u. A. die in unserer Aera der Ausweisungen besonders interessante Stellen vorkommen: „Das Vertreiben ist für einen Juden die härteste Strafe, mehr als bloße Landesverweisung, gleichsam Vertilgung vom Erdboden Gottes, auf welchem das Vorurtheil ihn von jeder Grenze mit gewaffneter Hand zurückweist. Und diese härteste der Strafen sollen Menschenkinder leiden ohne Schuld und Vergehung, blos weil sie anderen Grundsätzen zugethan sind?"*) Mendelssohns Fürsprache hatte in der That Erfolg. Der churfürstliche Befehl

*) Ges. Schriften, V. 544 ff.

auf Vertreibung der Juden wurde zurückgenommen. Auch den Juden in der Schweiz ließ er Hilfe angedeihen. In der freien Schweiz ging die Regierung vor 110 Jahren mit dem Plan um, den Kindern Israel das Fortpflanzen und Vermehren zu verbieten, nach altegyptischem Muster des Königs Pharao. Er wandte sich, auf diese Brutalität aufmerksam gemacht, an Lavater. In einem vom 14. April 1775 datirten Schreiben bittet er um dessen Intervention und sagt dann zum Schlusse: „Ich wünschte sehr, meine Mitbrüder versichern zu können, daß sie weder von Ihrem Einflusse auf Ihre Mitbürger, noch von dem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen uns sich unrichtige Vorstellungen gemacht, und beschwöre Sie, theuerster Menschenfreund, daß Sie sich dieser bedrängten Menschenkinder annehmen und durch Ihr Ansehen und Ihre Ueberredungskunst ihnen wenigstens ihre alten, hergebrachten Freiheiten zu erhalten suchen. Diese Handlung ist Ihrer würdig und führt also ihren Dank mit sich.“*) Lavater zögerte nicht, Mendelssohn gefällig zu sein und so wurde das Damoklesschwert vom Haupte der schweizer Juden abgewandt.

Vor einiger Zeit — am 30. August d. J. — veröffentlichte G. Malkewitz in der Sonntagsbeilage der „Voss. Zeit.“ eine sehr interessante Studie über Abba Glosk, einen armen jüdischen Gelehrten aus Polen, der nach Berlin gekommen war, um Mendelssohn kennen zu lernen. Die Beziehungen des Weltweisen zu diesem Unglücklichen werfen ein so helles Schlaglicht auf den edlen Charakter Mendelssohns, daß ich hier auf Grundlage des Aufsatzes Einiges mittheilen möchte. Abba Glosk, aus der polnischen Stadt Glosk in der Woiwodschaft Lublin gebürtig, wurde als Aufgeklärter und Forscher von seinen fanatischen polnischen Glaubensgenossen verjagt und er kam nach Berlin, um dort bei Mendelssohn Schutz zu suchen. Wo ein Mann wie Moses Mendelssohn leben und lehren darf, da, sagte er sich, ist man duldsam gesinnt, da wird auch Abba Glosk in Frieden verweilen dürfen. Mendelssohn nahm den verhungerten und herabgekommenen Gelehrten bei sich auf und sorgte für dessen leibliche und geistige Nahrung. Da Abba Glosk ein Freisinniger war und kein Schutzprivilegium hatte, wollten ihn die Judenältesten, unter denen sich auch der aus dem siebenjährigen Kriege

**) Ges. Schriften, III, 107.

bekannte Münzjude Veitel Heine Ephraim befand, nicht in Berlin dulden. Sie setzten es durch, daß eines schönen Tages ein Abgeordneter der Aeltesten mit 2 Polizeidienern mit dem Befehle zu ihm kam, sich mit seinem Sohne unverzüglich auf die Cleveſche Post zu setzen. Draußen wehte ein kalter heftiger Dezemberwind und der Postwagen, den er benutzen sollte, war nicht verdeckt. Er bat die Aeltesten dringend, noch vorher Moses Mendelssohn sprechen zu dürfen. Nach einigem Zögern wurde ihm dies auch gewährt. Von seinem Sohne, aber auch von den beiden Polizeidienern begleitet, machte er sich auf den Weg. Mendelssohn wußte bald Rath. Die Wittwe Bernhard, welche seit dem Tode ihres Mannes dem Geschäft vorstand, unterschrieb einen Schein, in welchem sie erklärte, Abba Glosk zum Lehrer des Talmud für ihre Kinder angenommen zu haben. Hierdurch war der Spruch der Aeltesten machtlos und die Polizeidiener mußten mit langer Nase abziehen. So blieb Abba bis auf Weiteres in Berlin. Dankbar drückte er seinem Retter die Hände und war glücklich, wenn er in dessen Nähe sich aufhalten und der Wahrheit seines Mundes lauschen durfte. Bei dieser Gelegenheit sei noch folgende Anecdote erzählt, die Mendelssohn viel Spaß machte. Die Judenältesten schickten am anderen Tage Abba Glosk eine Rechnung von einigen Thalern für die Postbillets und die Bemühungen der Polizeidiener. Dieser lachte sie aus und war auch diesmal um einen treffenden Bescheid nicht verlegen. In Lemberg, sagte er, wurden die Juden von den Jesuitenschülern einst beständig beschimpft, geschlagen und mit Steinen beworfen. Als Einer von ihnen nach solchen Mißhandlungen sogar in Lebensgefahr kam, beschwerten sie sich bei den Vorgesetzten der Schüler und diese entschieden: einen der Ihrigen blutrünstig oder gar todt zu schlagen, sei den Zöglingen allerdings nicht erlaubt; da sie aber nur Juden seien, so müßten sie es auch nicht so genau nehmen, wenn sie ein Mal ein paar Schläge bekämen, oder von einem Stein getroffen würden. Bald darauf warf ein Schüler auf der Straße nach einem Juden, traf ihn aber nicht, sondern zertrümmerte das Fenster eines Hauses. Nun sollte der nicht getroffene Jude für den Schaden aufkommen, denn, so führte der Richter aus, der Jesuitenschüler war zum Werfen berechtigt, nur der Jude ist Schuld, hätte er sich nicht gebückt, so wäre das Fenster nicht getroffen worden. „Siehe da!“ schloß Abba seine Er-

zählung, „die Judenältesten von Berlin haben nach mir geworfen, ich habe mich gebückt und jetzt wollen sie: ich soll das Fenster bezahlen."

In Mendelssohn vereinigte sich eben Mensch und Denker zur reinsten Harmonie. Als Schriftsteller, als Forscher, als Freund, als Kaufmann und als Deutscher gehört er zu den erfreulichsten Erscheinungen im Culturleben des 18. Jahrhunderts. Die Worte, welche Engel 1786, also vor einem Jahrhundert, auf Moses Mendelssohn geschrieben, gelten noch heute: „Wie viel die Gelehrsamkeit, die Weltweisheit, die deutsche Literatur an unserem Mendelssohn verloren, wissen Alle, denen diese Gegenstände wichtig sind; aber wie wenig reicht das hin, den unersetzlichen Verlust zu ermessen, den seine Freunde erlitten. Was von ihm öffentlich vor der Welt geglänzt hat, war der kleinste Theil seines Werthes, nicht einmal seinen Geist kann man aus seinen Werken, so voll mannigfaltiger Kenntnisse, so geschmackvoll und scharfsinnig sie sind, nach Würden schätzen. Wie viel minder noch seine sittliche Güte, seine Bescheidenheit, alle die großen und liebenswürdigen Tugenden seines Charakters! ... Hätte der wahre praktische Mann nicht standhaft allen Sinnengenüssen entsagt, er wäre früher gestorben. Er nahm unbegreiflich wenig zu sich, lud seine Freunde mit der heitersten Miene zum Male, um selbst zu entbehren. Nur dem geistigen Genuß der Lectüre und der eigenen Arbeit gab er sich hin."

IX.

Moses Mendelssohn und die Frauenwelt.

Wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, so ist es doch wahr, daß Moses Mendelssohn trotz seiner abstoßenden Häßlichkeit ein Liebling der Frauenwelt war. Seine geistvolle Unterhaltung, sein liebenswürdiges Benehmen und wohl auch der Ruhm, dessen er sich in Folge seiner Schriften erfreute, gewannen ihm die bewundernde Verehrung hochstehender, schöner und feingebildeter Damen.

Eines der interessantesten Verhältnisse bildet die Beziehung Mendelssohns zu Sophie Becker. Sie war in Curland 1755 geboren und starb schon im 34sten Lebensjahre, am 26. Oct. 1789. Sie war eine begabte Schriftstellerin und hat in Gemeinschaft mit Frau von der Recke, Tochter des Reichsgrafen Johann Friedrich von Medem, „Briefe einer Curländerin, auf einer Reise durch Deutschland" sowie „Gedichte" herausgegeben. Sophie Becker war mit Frau von der Recke und ihrer Schwester Dorothea Herzogin von Curland, welche zeitweilig in Friedrichsfelde, in der Nähe Berlins, residirte, sehr befreundet. Im Hause der beiden Schwestern zu Friedrichsfelde lernte Mendelssohn Sophie kennen und diese faßte eine aufrichtige, auf Bewunderung gegründete Liebe zu dem Philosophen von Berlin. Der Briefwechsel zwischen Sophie Becker und Moses Mendelssohn ist ein schönes Zeugniß edler Freundschaft zwischen zwei geistesverwandten und bedeutenden Menschen. Noch 8 Tage vor seinem Tode — den 27. Dec. 1785 — schrieb der Philosoph seiner Freundin einen der interessantesten Briefe, den je eine geistvolle Feder geschaffen. Wir citiren aus diesem Briefe nur die folgenden Stellen: „. . Sie sagen, der Weltweise bete nicht; wenigstens nicht laut, nicht mit Gesang, sondern höchstens im Gedanken. Beste Sophie! wenn seine Stunde kommt und er zum Beten gestimmt ist, so wird er wider seinen Willen

in Wort und Gesang ausbrechen. Der gemeinste Mensch, dünkt mich, singt nicht, daß Gott ihn höre und an seinen Melodien Gefallen finde. Wir singen unserthalben; und das thut der Weise so gut als der Thor. Haben Sie je die Psalmen in dieser Absicht gelesen? Mich dünkt, viele Psalmen sind von der Art, daß sie von den aufgeklärtesten Menschen mit wahrer Erbauung gesungen werden müssen... So viel ist gewiß, mir haben die Psalmen manche bittere Stunde versüßt; und ich bete und singe sie, so oft ich ein Bedürfniß zu beten und zu singen in mir verspüre."*) — Wie sehr Sophie Becker für ihn schwärmte, mag man aus folgenden an ihn gerichteten Zeilen ersehen: „Sie waren der Erste, von dem ich glauben konnte, Sie würden mich verstehen oder da, wo ich mich selbst nicht verstehe, Licht hinhalten können... Rathen Sie mir, auf welche Art ich es anfange, meinem Herzen den Gott näher zu bringen, den mein Verstand im Sandkorn wie in der Sonne anbetet."**)

Wiederholt unternahm Mendelssohn in Begleitung seines Freundes Ramler Spazierfahrten nach Friedrichsfelde, um mit Elise von der Recke, der Herzogin von Curland, namentlich aber mit Sophie Becker zu plaudern. Mendelssohn und Ramler lustwandelten oft mit den Damen in dem herrlichen Park unter den Bäumen; voller Bewunderung der Schönheiten der Natur und der mannigfach in ihr wirkenden Kräfte gingen sie stillschweigend neben einander her, bis Sophie das Schweigen brach: „Mir kommt das Niederhauen eines großen Baumes beinahe wie ein Mord vor," hob sie an, „ein so wichtiges Product der Natur scheint mir ein Baum zu sein." Das führte Mendelssohn auf die Idee der Alten, auf die Bibel; er war nicht damit zufrieden, daß der Dichter für die Erhaltung des Baumes, außer der inneren Belohnung, gut gehandelt zu haben, noch äußeren Wohlstand verheißt; das heiße, meinte er, die Tugend zu einer feilen Dirne machen. Sophie befand sich, als dieses Gespräch geführt wurde — im Sommer 1785 — in der Periode des Zweifelns, und ihre Seele war von so verschiedenen Gefühlen bewegt, „daß sie sich irgendwo bewegen mußte." Daher war ihr die Unterhaltung mit Mendelssohn, der ihre Fragen löste, Balsam.

---

*) Ges. Schriften, B. V, S. 649 ff.

**) Ges. Schriften, B. V, S. 646.

Nach Tisch wurde Ramler aufgefordert, etwas vorzulesen, und da gerade „Nathan der Weise“ auf dem Tische lag, so wählte er etwas daraus. Während die drei Damen von den Wahrheiten und dem trefflichen Charakter des Nathan zu lauter Bewunderung hingerissen wurden, saß Mendelssohn mit verschlossenem Munde da; seine Seele schien sich blos in das Auge zurückgezogen zu haben. Um die ernste Empfindung sanfter zu stimmen, trat Sophie ans Klavier und spielte eine seelenvolle Arie. Am Schlusse derselben empfahl sich Mendelssohn, indem er mit Thränen in den Augen versicherte, er hätte einmal mit dem Geiste geschwelgt. Er hatte einen glücklichen Tag verlebt, so glücklich wie ihm nur noch wenige beschieden waren.*)

Noch mächtiger griff in das Leben Mendelssohns eine Frau ein, welche als Egeria der deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts bezeichnet werden kann, die an Geist, Gemüth und Scharfsinn gleich ausgezeichnete Freundin Lessings, Jacobys und Reinholds: Elise Reimarus. Geboren am 22. Januar 1735 als Tochter des berühmten Schriftstellers Hermann Imanuel Reimarus, dessen anonym durch Lessing herausgegebene „Fragmente“ solch gewaltiges Aufsehen erregten, zeichnete sie sich schon frühzeitig durch ihren vornehmen Geist und ihre Vorliebe für berühmte Dichter und Denker aus. Ihr klarer Verstand befähigte sie in bevorzugter Weise zu besänftigender Theilnahme an dem, was ausgezeichnete Männer geistig bewegte. Beide hegten für einander lebhafte Sympathien. Mendelssohn nennt Elise in seinen Briefen: „theuerste Freundin,“ „theuerste Elise,“ „verehrungswürdige Schwester“ ꝛc. Er behauptete, daß Lessing ihn bei „Elise“ zum Erben seiner Rechte eingesetzt habe. Auf einer Reise, welche sie im Frühling 1783 in Begleitung Campe's und seiner Gemahlin nach Berlin machte, lernte sie Mendelssohn persönlich kennen. „Mendelssohn, meinen lieben Mendelssohn sah ich gestern,“ schreibt sie am 25. März 1783 von Berlin aus an einen Freund „er ist ganz wie ich ihn mir dachte: unwiderstehlich einnehmend, durch die überall aus ihm redende Gluth des Herzens und hervorleuchtende Klarheit seines Geistes.“**) Auch Mendelssohn gewann sie sehr lieb, und er tauschte

*) Briefe einer Kurländerin II, S. 172 und: „Moses Mendelssohn“ von M. Kayserling, S. 63 ff.

**) Jacobis Werke, B. IV. S. 38.

seine innersten Gedanken in Briefen an sie aus. Elise Reimarus war es auch, die ihn mit Friedrich Jacobi bekannt machte und so wurde sie, ohne ihren Willen, die intellectuelle Urheberin des Mendelssohn-Jacobistreites über den angeblichen Spinozismus Lessings, der Mendelssohn so sehr aufregte und seinen Tod beschleunigte. „Sehen Sie, theuerste Freundin," so schreibt er ihr, „dahin haben Sie mich wider meinen Vorsatz gebracht! Ich wollte in langer Zeit wenig oder vielleicht gar nichts Metaphysisches schreiben; und Sie sind es, die ich anzuklagen habe, wenn ich jetzt bis über den Kopf hinweg in transcendentale Spitzfindigkeit versunken bin."*)

Aus dem interessanten Briefwechsel mag als Probe des schriftlichen Verkehrs zwischen beiden nur noch folgendes Briefchen Mendelssohns an Elise Reimarus mitgetheilt werden:

„Theuerste Elise!

„Ueberbringer dieses, mein Sohn Joseph, hat den Auftrag von meiner ganzen Familie, Sie ihrer ungetheilten Hochachtung und Freundschaft zu versichern; und es gefällt mir, daß er, seiner anscheinenden Keckheit ungeachtet, zu bescheiden ist, sich einer Person, die er so hoch zu schätzen gelernt hat, ohne Empfehlung zu nähern. „Sie hat Dich doch gesehen, lieber Sohn! und ihr ist nichts unwillkommen," sprach ich, „das aus unserem Hause kommt." — „Mich hat sie lange wieder vergessen," antwortete er; „und überhaupt macht mich nichts so schüchtern als die Hochachtung." — Er hat allerdings Recht, der gute Junge; und Niemand empfindet das besser, als

Berlin, den 1. Sept. 1785. Moses Mendelssohn." **)

Wie er seine eigene Frau sich erwarb, darüber will ich in nächstem Kapitel eingehender berichten.

*) Ges. Schriften, B. V, S. 712.
**) Ges. Schriften, B. V, S. 721.

X.

Mendelssohns Gattin.

Mendelssohn war 31 Jahre alt, als er besonders lebhaft die Wahrheit des biblischen Wortes empfand: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“. Immer mehr fühlte er es, „daß es am Ende nur das häusliche Leben ist, in welchem der Mensch Glück und Beruhigung findet, daß selbst das Unangenehme und Beschwerliche des häuslichen Standes, wenn wir zu gewissen Jahren gelangen, weniger Fürchterliches für uns hat, als das Vacuum eines ehelosen Standes“. Als Mann von Gemüth und Herz sah er nicht auf die Vermögensverhältnisse, sondern auf die Herzens- und Charaktereigenschaften seiner Zukünftigen und heirathete aus Liebe; diese Auserwählte war Fromet Gugenheim aus Hamburg. Im Mai 1761 unternahm er eine Reise nach Hamburg und verliebte sich dort in ein blauäugiges Mädchen. Lessing war der erste, dem er einige Tage nach seiner Rückkehr das Herz ausschüttete. „Unser Briefwechsel“, so schreibt er, „ist lange genug unterbrochen gewesen. Ich würde nimmermehr so lange schweigen können, wenn ich nicht eine Reise nach Hamburg gethan hätte, die mich in tausend Zerstreuungen verwickelt hat. Ich habe das Theater besucht, ich habe Gelehrte kennen gelernt und, was Sie nicht wenig befremden wird, ich habe die Thorheit begangen, mich in meinem dreißigsten*) Jahre zu verlieben. Sie lachen? Immerhin! Wer weiß, was Ihnen noch begegnen kann? Vielleicht ist das dreißigste Jahr das gefährlichste und Sie haben dieses ja noch nicht erreicht. Das Frauenzimmer, das ich zu heirathen Willens bin, hat kein Vermögen, ist weder schön noch gelehrt und gleichwohl bin ich verliebter Geck so sehr von

*) Scheint ein Schreibfehler zu sein; es muß wohl heißen: 31.

ihr eingenommen, daß ich glaube glücklich mit ihr leben zu können. An Unterhalt, hoffe ich, soll es mir nicht fehlen und an Muße zum Studium werde ich es mir gewiß nicht fehlen lassen. Zum Hochzeitscarmen sollen Sie noch ein ganzes Jahr Zeit haben, aber alsdann muß Ihre reimfaule Muse die staubige Leier wieder ergreifen; denn wie könnte ich unbesungen Hochzeit machen?" *)

Die Briefe, welche Mendelssohn an seine Braut richtete, sind überaus zärtlich und mit tiefer Empfindung geschrieben. Da es nicht zu den alltäglichen Erscheinungen gehört, daß man Gelegenheit hat, Liebesbriefe von Philosophen zu lesen, mag hier der nachstehende, den er am 29. Juli 1762 an seine Braut, sechs Wochen nach seiner Verlobung, gerichtet, mitgetheilt werden. Er lautet:

„Allerliebste Braut!

„Ich habe in Ihres Vaters Schreiben eine Entdeckung gemacht, die mich nicht wenig vergnügt. Der gütige Mann versicherte mich, seine Tochter Fromet sei eben so schön als tugendhaft. Was meinen Sie? Man kann das einem ehrlichen Manne auf sein Wort glauben? Der gute Herr Abraham Gugenheim muß doch wissen, daß die Philosophen auch gern was Schönes haben. Doch das mag er mir verzeihen! Ich kenne seine Fromet besser als er. Sie ist schön, aber so schön nicht als sie tugendhaft ist, so schön nicht als sie zärtlich ist. Ich beneide Sie, liebste Fromet, um die glückliche Art, wie Sie Ihre sanfte Liebe auszudrücken wissen. Ihre kleinsten Briefe sind voller Zärtlichkeit, voller Empfindungen. Die Sprache des Herzens ist Ihre natürliche Sprache und Ihre edlen Gesinnungen vertreten die Stelle des frostigen Witzes, dadurch Andere ihre Briefe so häßlich entstellen. Fahren Sie fort, liebste und zärtlichste Fromet, mich mit Ihren liebenswürdigen Briefen zu vergnügen; ich merke, daß es mir fast unmöglich wird, einen Posttag nicht zu schreiben oder einen Posttag ohne Ihre Briefe vergnügt zu sein, und was ist der Mensch, wenn er nicht vergnügt ist? Nein, so lange wir uns getrennt sehen müssen, wollen wir uns so oft als möglich Gelegenheit geben, an einander zu denken. Es macht mir kein geringes Vergnügen, wenn ich denken kann, jetzt liest

*) Ges. Schriften, B. V, S. 165.

Fromet meine Briefe, jetzt schreibt Fromet an mich, jetzt ist sie verdrießlich, daß sie gestört wird, und jetzt freut sie sich, daß ihr ein Ausdruck gelungen".*)

Die liebenswürdige, gutmüthig-witzige Persönlichkeit Mendelssohn's tritt auch in den übrigen an seine Braut gerichteten Briefen in sehr sympathischer Weise zu Tage. Die meisten dieser Briefe sind in jüdischer Currentschrift geschrieben. Reizend ist namentlich ein Brief, den der Prediger Dr. Ad. Jellinek vor einigen Jahren im Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch**) mitgetheilt hat. In diesem vom 1. August 1761 datirten Brief heißt es u. A.: „Ich habe noch niemals gemerkt, daß in meinem Zimmer kein Spiegel ist, bis Sie mir in Ihrem letzten Schreiben befehlen, mich sogleich im Spiegel zu sehen. Ich wollte gehorsamen, und siehe, es war kein Spiegel zu sehen. Sie können sich also leichtlich vorstellen, wie wenig ich mein Gesicht kenne, ob es freundlich oder trocken aussieht. Ich muß anderen Leuten glauben, und ich weiß nicht, welcher niedliche Herr mich hat bereden wollen, ich sehe trocken aus. Nun da Sie mich das Gegentheil versichern, bin ich schon wieder gut. . . . Leben Sie wohl, meine liebste und theuerste Fromet! Wenn es doch möglich wäre, Sie bald wieder zu sehen! Dieses ist vor der Hand mein innigster Wunsch, der zwar durch Ihre Briefe in etwas befriedigt wird, doch wenn Sie so vortrefflich schreiben, wie's in Ihrem letzten Briefe geschehen, so möcht' ich immer gern die Hand küssen, die solche schöne Gedanken niederschreiben kann. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir öfters so natürliche und dennoch so gedankenvolle Briefe. Ich wünsche Ihnen nur durch meine Briefe so viel Vergnügen zu verursachen, wie's ich von den Ihrigen habe. Ich bin Ihr treuester Verehrer und Freund

Moses Dessau."

Uebrigens enthielt der Briefwechsel zwischen Mendelssohn und Fromet Gugenheim keineswegs hochphilosophische Abhandlungen, sondern er verbreitet sich über recht schlichte und häusliche Dinge. Es ist uns bei der Lectüre, als wenn wir die Correspondenz zwischen Lessing und Eva Rörig vor uns hätten: keine Spur von überschwenglicher Senti-

*) Mos. Mendelssohn von Dr. M. Kayserling, S. 130.

**) Lessing: Mendelssohn-Gedenkbuch, S. 210 ff.

mentalität, von bombastischen Phrasen und widerlicher Gefühlsduselei! Zwei sich liebende, natürliche und gesund empfindende und denkende Menschen geben sich hier ganz wie sie sind, ohne falschen Pathos und heuchlerische Redensarten! In einem Schreiben plaudert er über die Perrücken, die er trage, in einem anderen scherzt er über die Verzierungen, mit denen seine Geliebte die Laubhütte schmückt und in einem dritten beruhigt er sie über den vorjährigen Besuch der Russen in Berlin: „Nur nicht so ängstlich, liebes Kind! Die Furcht vor den Russen ist verschwunden und wir leben Gottlob vergnügt. Und den schlimmsten Fall vorausgesetzt, wenn wir auch einen feindlichen Besuch bekommen hätten, so wäre ich immer ganz unerschrocken hier geblieben. Man stellt sich das Ding schrecklicher vor, als es in der That ist. Die Leute, welche flüchten wollen, leben in großer Unruhe. Sie stehen beständig wie auf dem Sprung und genießen die gegenwärtige Stunde nicht. Indessen ist diese Moral für dieses Jahr Gottlob nicht nöthig. Und wenn ich flüchte, sagen Sie, soll ich Sie nicht im Verdacht haben, daß Sie mich aus Eigennutz dazu beredet. Gut gegeben! Wenn Sie dieses Eigennutz nennen, so muß ich leider gestehen, daß ich sehr eigennützig bin, denn ich werde Sie zu einer anderen Zeit sehr inständig bitten, ja nirgend anders als zu mir nach Berlin zu kommen; bedenken Sie, wie interessirt!“*)

Mendelssohn blieb ein ganzes Jahr verlobt. Die Ursache dieser langen Brautzeit lag hauptsächlich in dem Umstande, daß die Existenz Mendelssohn's noch lange nicht gesichert war. Auch ihn erfaßte manchmal Unmuth, als er sah, wie er als Buchhalter sich in einer Fabrik abmühen mußte, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, während um ihn herum unwürdige Hohlköpfe sich Reichthümer verschafften! In einer solchen Stunde des Weltschmerzes ruft er verbittert aus: „Wer ein menschliches Herz hat und die Seinigen mit ihrer Tugend darben sieht, zu einer Zeit, da die verworfensten Buben in ihrem Ueberflusse fast ersticken! Wer dieses sieht und aus Mitleiden sich schmiegen und ein kleiner verächtlicher Schmeichler werden muß: mit welchen Augen kann ein solcher den Musen oder der Freundschaft unter die Augen treten und ihres freien und edlen Umgangs genießen?**)

*) Ges. Schriften, B. V, S. 419.

**) Ges. Schriften, B. V, S. 245.

Erst im Jahre 1762, als seine Stellung in der Bernhard'schen Fabrik sicher gestellt war, konnte er daran gehen, sich einen Hausstand zu gründen. Er feierte am 28. April des genannten Jahres in der Geburtsstadt seiner Braut seine Vermählung. Wie glücklich Mendelssohn war, kann man aus nachstehenden Zeilen ersehen, die er unmittelbar nach seiner Vermählung an seinen Freund Abbt richtete: „Seit einigen Wochen habe ich keinen Freund gesprochen, an keinen Freund geschrieben, nicht gedacht, nicht gelesen, nicht geschrieben, nur getändelt, geschmauft, heilige Gebräuche beobachtet, mich bald hier, bald dort zur Schau ausstellen lassen und unter tausend anderen vielbedeutenden Kleinigkeiten meine Zeit hinbringen müssen. Denn die Stunde ist gekommen, mein bester Freund, welche mir die Muse des Abälardi Virtii (Hamann) längstens angekündigt hat. Ein blauäugiges Mädchen, das ich nunmehr meine Frau nenne, hat das eiskalte Herz Ihres Freundes in Empfindungen zerlassen und seinen Geist in tausend Zerstreuungen verwickelt, aus welchen er sich nunmehr nach und nach wieder loszuwinden sucht." *)

Fromet Gugenheim war nach den Schilderungen ihrer Zeitgenossen ein sehr liebenswürdiges, gebildetes und gemüthreiches Mädchen, die ihren späteren Gatten auf's Zärtlichste liebte und ihn nach jeder Richtung hin glücklich machte. Von ihrer schlichten und bescheidenen Denkungsart giebt folgendes an eine Freundin in Leipzig gerichtetes Schreiben**) vom Sept. 1765 am besten Auskunft:

„Meine werthe Freundin!

„Ich bin von Ihrer Güte zu sehr überzeugt, als daß ich denken werde, daß Sie böse über mich sein werden, weil ich Ihnen auf Ihren freundschaftlichen Brief nicht geantwortet habe. Ich könnte Ihnen tausend Entschuldigungen anführen, die mich daran verhindert haben, aber ich bin nicht gewohnt, Etwas zu sagen, was nicht die Wahrheit ist (ich muß meine Schande nur selbst gestehen), ich bin eine faule Schreiberin; ich weiß, Sie nehmen mir mein aufrichtiges Geständniß nicht übel.... Ihre ergebene Dienerin und Freundin

Fromet, Frau des Moses Dessau."

*) Ges. Schriften, B. V, S. 259.

**) Moses Mendelssohn, von Dr. M. Kayserling, S. 136 ff.

Mendelssohn liebte seine Frau mit der ganzen Gluth seiner Seele. In einem an Abbt gerichteten Briefe vom 11. Juli 1766 giebt er seiner Zärtlichkeit für die Gattin beredten Ausdruck: „Ich habe beinahe die ganze Zeit über in der äußersten Gemüthsunruhe gelebt. Ich habe einen alten Vater, ich habe ein zartes Kind von einigen Monaten verloren; ich bin in Gefahr gewesen, meine Frau zu verlieren, die ich mehr liebe als Vater und Kind.“*)

Fromet Gugenheim pflegte ihren Mann während seiner Krankheit auf das Zärtlichste und ihr hatte er es hauptsächlich zu verdanken, wenn sein schwacher Organismus Jahre lang sich gesund erhielt. Namentlich in der langwierigen Nervenkrankheit, welche ihn im Februar 1771 befallen hatte, bewies sie ihre ganze Zärtlichkeit und ihre Aufopferungsfähigkeit. Daß sie eine gute Hausfrau war, die mit dem verhältnißmäßig geringen Gehalt ihres Mannes trefflich zu wirthschaften wußte, erhellt schon aus der niedlichen Anecdote, die S. Hensel**) erzählt: Fromet zählte Abends, da bei Mendelssohn fast immer offenes Haus war, in die auf den Tisch zu setzenden Schaalen mit Süßigkeiten die Rosinen und Mandeln hinein, damit nicht zu viel drauf gehe und der Haushalt in wichtigeren Dingen nicht Noth leide.

Zum Schluß will ich die reizende Schilderung hieher setzen, die Berthold Auerbach von der Brautwerbung Mendelssohns giebt.***) Auerbach erzählt in folgender Weise wie Mendelssohn seine Frau gewann.

Mendelssohn war im Bad Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Gugenheim aus Frankfurt kennen.

„Rabbi Moses,“ sagte dieser eines Tages, „wir Alle verehren Sie, aber mit höchster Begeisterung verehrt und bewundert Sie meine Tochter. Mir wäre das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben. Besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg.“

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war gar traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs seinen großen Freund Lessing in Braunschweig, wie in seinen Briefen zu lesen ist. Mendelssohn kommt

*) Ges. Schriften, B. V, S. 362.

**) Die Familie Mendelssohn von S. Hensel, B. 1, S. 28.

***) Zur Guten Stunde; Ges. Volkserzählungen, 1. B. S. 34.

in Hamburg an, besucht Gugenheim in seinem Contor. Dieser sagt: „Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter. Sie wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter.

Anderen Tages kommt er zu Gugenheim in's Contor. Die beiden Männer wissen das Wort nicht zu finden, und Mendelssohn spricht endlich von dem anmuthigen und denkkräftigen Wesen der Tochter.

„Ja, verehrter Rabbi," sagte Gugenheim, „soll ich Ihnen ehrlich sagen . . ."

„Natürlich."

„Sie sind ein Philosoph, ein wohldenkender, weiser Mann. Sie werden es dem Kinde nicht übel nehmen. Sie hat gesagt, sie sei erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie . . ."

„Weil ich einen so gräßlichen Buckel habe."

Gugenheim nickte.

„Ich habe mir's gedacht," sagte Mendelssohn, „ich will aber doch bei Ihrer Tochter noch Abschied nehmen."

Er ging hinauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die am Fenster auf erhöhtem Sitz eine Näharbeit in der Hand hatte. Sie sprachen gut und traulich mit einander; aber das Mädchen sah nicht auf und Mendelssohn nicht an. Endlich stellt das Mädchen die Frage:

„Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?"

„Gewiß! und mir ist noch was Besonderes geschehen. Sie wissen, daß, nach einer talmudischen Sage, bei der Geburt eines Kindes im Himmel ausgerufen wird: der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen — aber dabei heißt es: sie wird leider Gottes! einen Buckel haben, einen schrecklichen. — Lieber Gott, hab' ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein. Lieber Gott! gieb mir den Buckel und laß das Mädchen schön und wohlgefällig sein."

Kaum hatte Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau und sie wurden

glücklich mit einander und hatten schöne und brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag. . .

Das Eheglück Mendelssohns trübte nur der Umstand, daß er sich sagen mußte, daß er seine Gattin und die Seinigen nicht in glänzenden Verhältnissen werde zurücklassen können. Kurz vor seinem Tode fand ihn einer seiner Freunde unter dem Baume vor seinem in der Spandauerstraße belegenen Hause sitzen und sagte ihm: „Was haben Sie, lieber Herr Mendelssohn? Sie sehen ja so besorgt aus!" — „Ja, antwortete er, „ich bin es auch! ich denke daran, wie es meinen Kindern nach meinem Tode ergehen wird, da ich meinen Kindern nur wenig Vermögen hinterlasse."

Bekanntlich sind diese Besorgnisse nicht in Erfüllung gegangen. Gottes Segen waltete sichtlich über den Nachkommen des großen Philosophen, von denen Alle eine auskömmliche Existenz sich gründeten und einige sogar zu Fürsten der Geldaristokratie sich emporschwangen.

Mendelssohns Haus war, wie ich bereits angedeutet, ein sehr geselliges, und seine Frau verstand mit vollendetem Takt und größter Liebenswürdigkeit die Honneurs des Hauses zu machen. Es herrschte dort jene angenehme Geselligkeit, bei der jeder in der Familie Eingeführte uneingeladen Abends erschien, wann es ihm beliebte und blieb, so lange es ihm gefiel. Man fand dort Bekannte, wie sie dann der Zufall vereinigte, es wurde ein lebhaftes, immer wechselndes Gespräch geführt; das Abendessen war einfach, wie es diese improvisirte Geselligkeit erheischte. So lange die Familie Mendelssohn in Berlin lebte, war sie ein Hauptträger dieser schönen Vereinigungsart der Menschen. Es gab fast keinen bedeutenden Menschen in Berlin, oder die Stadt besuchenden ausgezeichneten Fremden, der nicht im „Salon" Mendelssohns gewesen wäre.*)

Bei dem Hausherrn drehten sich die „Unterhaltungen am häuslichen Herde" gewöhnlich um literarische und Kunst-Interessen, selten um streng wissenschaftliche Gegenstände. Mendelssohn saß gewöhnlich als Kampfrichter auf seinem Sessel mit niedergesenkten Augen. Aber Alle sahen auf ihn und seine Bewegungen. Oft befeuerte er den Muth durch ein plötzliches Auffahren oder durch einen einsilbigen Aus-

*) Die Familie Mendelssohn von S. Hensel, S. 30.

ruf, oft belohnte er durch lächelnden Beifall. Ein schnelles Niedersehen, ein verneinendes Kopfschütteln galt, ohne ein lautes Wort, für bedeutenderen Tadel. Wenn dieses nicht wirkte, wenn der Gegner auf wohlgegründete Einwürfe sich nicht ergab, oder wenn endlich Reden und Gegenreden sich durchkreuzten und verwirrten, so stand er wohl auf von seinem Sitze, trat in die Mitte der Streitenden und schien liebreich um Gehör zu bitten. Dann erfolgte ein ehrerbietiges Stillschweigen. Nun nahm er den Faden des Gesprächs auf, entwickelte die Streitfrage, stellte Satz und Gegensatz mit einer ihm eigenthümlichen Klarheit und Kürze gegen einander und ließ die Streitenden die Vergleichspunkte selbst finden, ohne des Einen oder des Anderen Partei zu nehmen. Wenn sich dann die Hitze gelegt und die Vereinigung stattgefunden hatte, pflegte Mendelssohn zu sagen: „Sehen Sie, meine Herren! es war bloß ein Wettstreit, wie es gemeiniglich der Fall ist, ich glaubte gleich, Sie würden eines Sinnes werden!“*) Er war ein Feind heftigen Disputirens und sein Enkel und zugleich Herausgeber seiner gesammelten Werke Prof. Dr. G. B. Mendelssohn in Bonn hörte ihn oft sagen: Wenn Männer über eine philosophische Materie nicht einig werden können und sie führen den Streit ehrlich, blos in der Absicht, die Wahrheit zu ergründen, so mögen sie sich nur zuvörderst über den Sinn der Worte einigen. In den allermeisten Fällen wird sich's ergeben, daß sie mit einem und demselben Worte verschiedenen Sinn verbunden hatten, daß der Streit also ein Wortstreit war.**)

---

*) Aus den Unterhaltungen mit M. Mendelssohn von D. Friedländer.

**) Ges. Schriften B. I, S. 41.

XI.

Die Kinder Moses Mendelssohns.

Fromet Gugenheim beschenkte ihren Gatten insgesammt mit 9 Kindern; von diesen starben zwei ganz klein und ein Knabe im Alter von 12 Jahren; im Leben blieben drei Söhne: Josef, Abraham und Nathan und drei Töchter: Dorothea, Henriette und Recha. Mit großer Zärtlichkeit liebte Mendelssohn alle seine Kinder, und selbst der Tod eines 11 Monate alten Töchterleins erschütterte ihn so sehr, daß er Monate lang sich nicht fassen konnte. An seinen Freund Abbt schreibt er einmal verzweiflungsvoll: „Der Tod hat an meine Hütte gepocht und mir ein Kind geraubt, das nur 11 unschuldige Monate, aber diese Gottlob! munter und unter hoffnungsvollen Versprechungen auf Erden gelebt hat. Mein Freund, die Unschuldige hat die 11 Monate nicht vergebens gelebt. Ihr Geist hat in dieser kurzen Zeit ganz erstaunliche Progressen gemacht. Von einem Thierchen, das weint und schläft, ist sie der Keim eines vernünftigen Geschöpfs geworden. Wie die Spitzen des jungen Grases im Frühlinge durch den harten Erdboden dringen, so sah man bei ihr die ersten Leidenschaften anbrechen. Sie zeigte Mitleiden, Haß, Liebe, Bewunderung, verstand die Sprache des redenden Menschen und war bemüht, ihre Gedanken Anderen erkennen zu geben. Ist von Allem diesem keine Spur mehr in der ganzen Natur anzutreffen? — Sie werden über meine Einfalt lachen und in diesem Raisonnement die Schwachheit eines Menschen erkennen, der Trost sucht und ihn nirgend findet als in seiner Einbildung. Es kann sein! — Ich kann nicht glauben, daß uns Gott auf seine Erde wie den Schaum auf die Welle gesetzt hat!“ ... Je mehr er, der Autodidact, die Mühen und Qualen empfand, welche ihm die in gereiften Jahren erst bewerkstelligten Studien verursachten, desto

mehr war er bemüht, seinen Kindern die sorgfältigste Erziehung angedeihen zu lassen. Da er ihnen keine irdischen Schätze hinterlassen konnte, wollte er ihnen wenigstens Wissensschätze vererben, damit sie im Kampfe um das Dasein ausharren und sich behaupten konnten. Er scheute keine Ausgaben, um seine Kinder durch die besten Lehrer ausbilden zu lassen. In Herz Homberg — geb. im Sept. 1749 in dem Dörfchen Lieben bei Prag — fand er den ersten Hauslehrer für seine Kinder, wie er sich keinen besseren hätte wünschen können. Drei Jahre lang, von 1779 bis 1782, bekleidete Homberg diese Stellung zur vollsten Zufriedenheit Mendelssohns, der ihn in sein Herz schloß und ihm Zeit seines Lebens ein treuer Freund blieb. Mendelssohn heftete ihm seinen von dem Silhouetteur Hasse gezeichneten Schattenriß beim Abschied mit den Worten in's Stammbuch:

Mein Freund, mein Sohn und meines Sohnes zweiter Vater!
Zeigt sich in diesem Schattenriß des Herzens
Dankbarkeit nicht ganz, so klage die Grenzen der Kunst,
Klage Hassen's Unvermögen an, nur nicht
Moses Mendelssohn.

Mendelssohn war nicht blind gegen die Fehler seiner Kinder, vielmehr war er ein durchaus objektiver Beobachter, der nach streng pädagogischen Grundsätzen die Talente derselben zu entwickeln bestrebt war. In dem Briefwechsel zwischen Mendelssohn und Herz Homberg finden sich hierfür zahlreiche recht interessante Belege. So schreibt Mendelssohn am 27. Juni 1783:*) „. . . Joseph macht gute Fortschritte im Denken. Im Schreiben bleibt er etwas zurück, wiewohl nur im mechanischen Niederschreiben, denn Vortrag hat er und zwar einen guten, gründlichen und lebhaften Vortrag." Und ein anderes Mal (am 4. Oct. 1783**): „Sie wollen wissen, wie es mit meinem Sohne, Ihrem Schüler steht? Ich muß Ihnen sagen, daß ich mit seinem Fleiße zufrieden bin; er macht auch ziemliche Progressen. Hauptsächlich werden seine Verstandeskräfte täglich stärker. Wie viel er in diesem oder jenem Buche zugelernt hat, darauf sehe ich so genau nicht, genug, er denkt und denkt richtig und tief. Auch sein Geschmack fängt

*) Ges. Schriften, B. V., S. 667.
**) Ges. Schriften, B. V., S. 670 ff.

an sich zu bilden. Worüber ich zu klagen habe, ist das Unbiegsame in seinem Charakter, das Unsanfte in seinem ganzen Wesen; was ihn zwar nicht unsittlich, aber doch ungefällig macht und auf sein künftiges Glück wenigstens eine schlimme Wirkung haben kann. Sie kennen ihn: er war immer von einer Gemüthsart, die zehnmal eher bricht als biegt, und so ist er noch. Alle meine Bemühungen sind bisher ohne Wirkung. Er ist sogar sophistisch genug, gegen alle seine Freunde, die ihn, wiewohl sehr wider meinen Willen, zuweilen aufziehen, seine Schwachheit durch Gründe zu behaupten. Ich gebe fast die Hoffnung auf, ihn von dieser Seite gebessert zu sehen, wenn er nicht das Glück hat, einem Frauenzimmer zu Gefallen sich etwas mehr Gewalt anzuthun." Und endlich an einer anderen Stelle:*) „Mein Joseph hat sein hebräisches Studium so gut als an den Nagel gehängt.... In den soliden Wissenschaften macht er übrigens gute Fortschritte, drängt tief ein und schaut mit festem, forschendem Blick umher; thut aber niemals große Sprünge, wie von einem jungen, feurigen Kopf erwartet werden könnte. In Absicht auf seine künftige Lebensart haben wir noch nicht bestimmt. Seine Talente und guten Anlagen zu den gründlichen Wissenschaften lassen in diesem Fache etwas Vorzügliches von ihm erwarten. Als Jude aber kann er blos Arzneikunst treiben und zu dieser hat er weder Lust noch Genie. Ihn der Handlung zu widmen, ist, wie mich dünkt, noch zu früh. Er mag vor der Hand also Alles lernen, wozu er Lust und Trieb empfindet. Zum Kaufmann wird er dadurch wenigstens nicht verdorben. Er mache es allenfalls wie sein Vater es hat machen müssen: stümpere sich durch, bald als Gelehrter, bald als Kaufmann, ob er gleich Gefahr läuft, keines von beiden ganz zu werden." **)

Nach Hombergs Abgang nahm Mendelssohn noch andere Erzieher in sein Haus, so den aus dem Elsaß gebürtigen Gelehrten Ensheim. Der Neffe Mendelssohns, Prof. Dr. B. Mendelssohn, berichtet von ihm, daß er ein tiefsinniger Denker, in abstracte Wissenschaft eingeweiht und von einer unübertrefflichen Milde und Herzensgüte gewesen sei. Seine Schüler waren unter ihm schon mehr als unter

*) Ges. Schriften, B. V., S. 673 ff.
**) Ges. Schriften, B. V., S. 670.

Homberg im Stande, den Lehrer zu beurtheilen und sein wohlthätiges Wirken zu fühlen. Ensheim's Andenken lebte in den herangewachsenen Kindern noch lange, nachdem er das Haus verlassen, in Dankbarkeit und Liebe. Fremde Sprachen, Musik und Zeichnen erhielten die Mendelssohnschen Kinder gleichfalls durch Privatunterricht. Selbstverständlich war aber der Hauptlehrer seiner Kinder Moses Mendelssohn selbst. Er selbst schrieb deutsche, französische und hebräische Schrift ausgezeichnet schön und deutlich. Der berühmte Engel übernahm es aus Freundschaft gegen Mendelssohn, den ältesten Sohn, der übrigens später das Gymnasium besuchte, im deutschen Stil zu unterrichten.**)

Sehr viel trug zur geistigen Entwickelung der Kinder Mendelssohns freilich auch der große gesellige Verkehr in seinem Hause bei: hier erschienen, wie gesagt, nahmhafte Ritter vom Geiste, wie die Gebrüder Humboldt, Lessing, Nicolai, Marcus Herz u. v. A. Die geistige Anregung, die von diesen Männern ausging, wirkte befruchtend, und so sehen wir das interessante Schauspiel, daß die Nachkommen Moses Mendelssohns eine wahre Dynastie des Talents bilden und daß die gewaltige Begabung des Weltweisen sich vererbte bis auf das dritte und vierte Geschlecht. Und so wurde Moses Mendelssohn nicht allein unsterblich durch seine Schriften, sondern auch durch seine Söhne, Töchter und Enkel. Die Familie des Sohnes des Zehngebotschreibers, des „Schutzjuden", ist eine der erleuchtetsten und ruhmreichsten Deutschlands geworden.

**) Ges. Schriften B. I. S. 54.

XII.

Joseph, Nathan und Abraham Mendelssohn.

Die auf Basedow's, Campe's und anderer berühmter Pädagogen Prinzipien beruhenden Erziehungslehren, die Mendelssohn und seine Hauslehrer der Ausbildung der Kinder zu Grunde gelegt, haben sich bei den drei Söhnen unseres Weltweisen trefflich bewährt. Der älteste, Joseph, geb. den 11. August 1770, war sein Lieblingssohn, auf dessen Erziehung er eine besondere Sorgfalt verwandte. Wir haben bereits oben erwähnt, daß u. A. auch Engel, der Erzieher der Gebrüder Humboldt, später Gouverneur Fr. Wilhelm's III., ihm Unterricht ertheilte. Dieser „Mann eines sichern Geschmacks" sollte dem „guten, gründlichen, lebhaften Vortrage" des jungen Mendelssohn die angemessene ästhetische Form verleihen.*) Joseph hörte auch die Vorlesungen, die Hofrath Dr. Marcus Herz in seinem Hause über Physik hielt und die von Prinzen und Ministern besucht wurden. Chemie hörte er bei Professor Klaproth. Schon mit 16 Jahren unternahm er auf Geheiß seines Vaters eine Reise nach Hamburg und Strelitz zu seinen Verwandten.

Wie gern hätte Mendelssohn aus ihm einen Mann der Wissenschaft gemacht, aber er mußte ihn einen „Diener des Mammon" werden lassen, da keine andere Wahl für ihn möglich war. Wenn der Vater auch anfänglich dem Sohne — wie wir in dem vorhergegangenen Kapitel gesehen haben — die Berufswahl frei ließ, so über-

*) Ges. Schriften, B. V , S. 666.

zeugte er sich doch immer mehr, daß unter den damaligen Verhältnissen für einen Juden der Kaufmannsstand der allein angemessene war. Er mußte als Jude entweder „Kaufmann oder Bettler" werden.*) Trotz alledem unterließ es der Vater nicht, seinem Sohne auch gründliche philosophische Kenntnisse beizubringen. Für ihn schrieb er sogar seine reifste philosophische Schrift, sein metaphysisches Hauptwerk, wie Moritz Brasch die „Morgenstunden" nennt.**) In der Einleitung zu den „Morgenstunden" spricht sich hierüber Mendelssohn folgendermaßen aus: „Mittlerweile wuchs mein Sohn Joseph heran, und die gute Anlage, die er zeigte, machte es mir zur Pflicht, ihn frühzeitig zur vernünftigen Erkenntniß Gottes anzuführen. Zuförderst ließ ich ihn nach eigenem Gefallen selbst lesen und Ideen sammeln. Ich bin der Meinung, daß man beim Studium der Philosophie, sowie bei der Erlernung der Sprachen, mit dem Gebrauche den Anfang machen und mit der Regel endigen müsse. Das Studium der Form ist weder nützlich noch angenehm, wenn nicht die Anwendung beständig zur Seite gehen kann . . . Ich entschloß mich, die wenigen Stunden des Tages, in welchen ich noch heiter zu sein pflege, die Morgenstunden, ihm zu diesem Behufe zu widmen, und hatte das Vergnügen, daß mein Schwiegersohn S. und auch W., der Sohn einer Familie, mit der ich seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stehe, an unseren Bemühungen theilnehmen wollten. Diese drei Jünglinge von schätzbaren Geistesgaben und noch besseren Herzen besuchten mich in den Morgenstunden; wir unterredeten uns von den Wahrheiten der natürlichen Religion, und wenn ich dazu aufgelegt war, hielt ich ihnen zusammenhängende Vorlesungen über einen und den anderen Punkt aus derselben; aber wie leicht zu erachten, ohne allen Schulzwang; sie hatten die Freiheit, mich zu unterbrechen, Einwürfe vorzubringen, sie unter sich zu beantworten, und ich brach zuweilen meinen Discurs ab, um sie unter sich streiten zu lassen. Auf solche Weise sind die Aufsätze entstanden." ***)

Joseph widmete sich in der That dem Kaufmannsstande, und zwar aus voller Seele. Er fing mit Nichts an, durch sein Talent

*) Ges. Schriften, B., S. 722.

**) M. Mendelssohn's Schriften zur Metaphysik und Ethik, sowie zur Religionsphilosophie, herausgegeb. von Dr. Moritz Brasch, Leipzig 1880, Leopold Voß, S. 129.

***) A. A. O., S. 300.

und seinen Fleiß wurde er aber bald ein Großkaufmann, der in der commerciellen Welt einen tonangebenden Einfluß sich errang. Bis zum Schluß des Jahres 1804 hatte Joseph nur ein kleines Bankhaus in Berlin. Hierauf siedelte er nach Hamburg über und associirte sich dort mit seinem Bruder Abraham, ohne jedoch deshalb das Berliner Geschäft aufzugeben. Seine Schwägerin, die Frau seines Bruders Abraham, geb. Lea Salomon, schreibt über ihren Schwager u. A.: „Daß er (Joseph) gescheut in der Unterhaltung ist, weißt Du; nun versichere ich Dich aber, daß er in den paar Tagen, die ich ununterbrochen mit ihm gelebt, mein ganzes Herz gewonnen hat, so froh und freundlich, so gut und warm und heiteren Geistes scheint er mir. Ihn mit seinen schönen Kindern — Alexander und Benny — zu sehen, ist ein wahres Vergnügen; und nun ist er zuvorkommend und herzlich, wie man ihm nie zutraut, ist achtungswerth als thätiger, kluger Geschäftsmann und treibt nebenher Literatur und Wissenschaften mit Eifer und Regsamkeit. Auch scheint er mir sehr glücklich, was in meinen Augen eins der ersten Talente des Gemüths ist, wenn ich so sagen darf, d. h. von der Art inneren Glückes, das aus voller Lebenslust und Thätigkeit des Geistes, nicht aus Beschränktheit und Gedankenlosigkeit entsteht."

Während der Besetzung Hamburgs durch die Franzosen erregten Mendelssohns das Mißfallen der Franzosen und sie mußten heimlich bei Nacht und Nebel in Verkleidungen die Stadt verlassen. Sie wandten sich nach Berlin, und Joseph Mendelssohn gründete dort mit seinem Bruder Abraham ein Bankhaus, welches noch besteht — auf der Jägerstraße 52 — und unter der Firma „Mendelssohn & Comp." bald einen großen Ruf erlangt hat. Neben seiner commerciellen Thätigkeit widmete jedoch Joseph Mendelssohn einen Theil seiner Mußestunden wissenschaftlicher Forschung. Er veröffentlichte u. A. die Schriften: „Berichte über Rosseti's Ideen zu einer Erläuterung des Dante" (Berlin, 1840) und „Ueber Zettelbanken" (Berlin, 1846). Mit Alexander von Humboldt blieb er bis an sein Lebensende — er starb am 25. Nov. 1848 — intim befreundet und der große Polyhistor übte auf seine geistige Entwickelung einen sehr großen Einfluß aus. Eines Tages kam Humboldt, wie S. Hensel berichtet,*) sehr verstimmt

*) Die Familie Mendelssohn von S. Hensel, B. 1, S. 40.

zu ihm und theilte ihm mit, er müsse ausziehen, sein Wirth habe ihm gekündigt, und sei ihm dies namentlich seiner vielen natürlichen Sammlungen wegen sehr störend, deren Ein- und Auspacken unendliche Arbeit verursache und nicht ohne Schaden abgehe. Joseph Mendelssohn hörte ihn ruhig an und sagte nichts; am Nachmittag aber erhielt Humboldt einen Brief von ihm, „er solle ungestört, so lange er wolle, wohnen bleiben, er — Joseph — sei jetzt sein Wirth, er habe das Haus gekauft." Derartige großartige Züge seines Lebens ließen sich viele anführen. Der edle Mann starb rasch und schmerzlos wie sein berühmter Vater.

Von seinen beiden Söhnen Alexander und Benny — Georg Benjamin — übernahm Ersterer nach dem Tode Josephs das Bankhaus von „Mendelssohn & Comp." Der vor einigen Jahren gestorbene Geh. Commerzienrath Alexander Mendelssohn war gleichfalls aufs Beste bemüht, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Er war gleich seinem Vater und Großvater mit Alexander von Humboldt aufs Innigste befreundet und er hatte u. A. die Freundlichkeit, mir einige sehr werthvolle Daten über Alexander von Humboldt zu liefern, die dann in meinem vor 14 Jahren erschienenen Buche über den großen Naturforscher Aufnahme fanden.*) Wie verpflichtet sich Humboldt dem Hause Mendelssohn gegenüber, mit dem er 17 Jahre hindurch in so inniger Beziehung stand, fühlte, das bezeugen zahlreiche schriftliche Aeußerungen des modernen Aristoteles. Das Verhältniß Humboldts zur Familie Mendelssohn tritt namentlich in einer Bittschrift hervor, die Humboldt im Februar 1857 an Friedrich Wilhelm IV. richtete.**) Wir entnehmen dieser Immediateingabe die nachstehende Stelle: „. . . Trotz meiner nächtlichen Arbeitsamkeit ist es sehr ungewiß, ob ich dahin gelange, meine Schuld in dem mir seit 40 Jahren befreundeten Bankierhause Mendelssohn bis zu meinem Hinsterben ganz abzuzahlen. Um nun von der mich quälenden Besorgniß befreit zu werden, daß meinem treuen Diener, den durch die Gnade Ew. Majestät zum Castellan ernannten Jäger Seifert, der mich auf der sibirischen Expedition begleitet hat, meine ihm in meinem Testament vermachte

*) Alexander von Humboldt und das Judenthum. Von Adolph Kohut. Leipzig, F. W. Pardubitz (F. Lorber), 1871. Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage.

**) Alex. von Humboldt. Von Carl Bruhns. B. 2, S. 670 ff.

kleine Gabe nicht ganz unverkürzt verbleibe, richte ich in sicherm Vertrauen frei und unerschrocken an Ew. Majestät in dieser ernsten Stunde die fußfällige Bitte, daß Sie mir, der ich so oft für Andere Geld erfleht, nach meinem Tode zu Hilfe kommen und meine Schuld, von der ich hoffe, daß sie mein einjähriges Gehalt nicht übersteigen wird, im Mendelssohnschen Hause durch ein Geschenk, einem Ihnen so lange erfurchtsvoll ergebenen alten Manne gespendet, allerunterthänigst tilgen lassen." Der König antwortete ihm am 21. März 1857 in einem sehr gnädigen Schreiben, daß er die Ordnung dieser Angelegenheit als ein ihm werthvolles Vermächtniß ansehen werde. Ich erwähne noch, daß Humboldt bis an sein Lebensende allwöchentlicher Tischgast im Mendelssohnschen Hause war.

Der zweite Sohn Joseph's, Georg Benjamin, geb. am 16. Nov. 1790 zu Berlin, hat sich in der wissenschaftlichen Welt einen rühmlichen Namen erworben. Er studirte in Berlin und schlug die Universitätscarrière ein. Er habilitirte sich 1828 als Docent der Geographie und Statistik in Bonn und wurde dort 1847 ordentlicher Professor. Er schrieb u. A.: „Observationes geologico-geographicae de naturalibus soli in Germania formis", Kiel 1828; das Germanische Europa, Berlin 1835; Ueber die ständische Institution im monarchischen Staat, Bonn 1846. Ein sehr großes Verdienst um die Manen seines Großvaters erwarb er sich durch die in 7 Bänden bei Brockhaus erschienene Gesammmtausgabe der Schriften Moses Mendelssohn's (1863); er hat dieser vollständigen Ausgabe — in welcher leider nur die hebräischen Schriften fehlen — eine kurze, aber lehrreiche Biographie seines Großvaters vorausgeschickt, die für die Kenntniß des Berliner Philosophen von hohem Werthe ist.

* * *

Von dem jüngsten Sohne Mendelssohn's, Nathan, wissen wir sehr wenig. Der Vater schreibt einmal über ihn an Herz Homberg: „Meine übrigen Kinder schlagen vor der Hand alle so ein, wie wir es vermuthet und größtentheils gewünscht hatten: „nicht lang und nicht kurz, nicht weise und nicht thöricht" *), bis auf meinen Kleinsten,

*) Hebräisches Sprichwort: לא אריך ולא גרץ לא חכם ולא טפש

Nathan, der sich den Weisen nennt, und dessen Weisheit vor der Hand noch darin besteht, daß er von Swa Zuckerbrod, von R. Samuel Pfefferkuchen, von der Köchin Hanna alle seine übrigen Bedürfnisse erwartet.“*) Er lebte abwechselnd in Schlesien und Berlin, überlebte alle seine Geschwister und starb 1852. Von seinen Kinder waren mehrere ebenso wie die Nachkommen Abraham's sehr musikalisch,**) ohne daß sie einen solchen Weltruf sich erworben hätten, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, der Sohn Abraham's. Um so bekannter sind die Lebensschicksale dieses letzteren. Geboren den 11. December 1776 als zweiter Sohn Moses Mendelssohn's, erbte er den hervorragenden Geist des Vaters und bethätigte zugleich seine namhafte Begabung für das kaufmännische Leben. Gleich seinem Bruder Joseph schlug er die Carrière eines Bankiers ein. Er arbeitete zuerst im Fould'schen Hause zu Paris, associirte sich aber später, wie schon erwähnt, mit seinem Bruder Joseph in Berlin und gründete das Bankhaus „Mendelssohn und Comp.“ Auf einer Reise von Paris nach Berlin lernte er hier Lea Salomon — eine reizende junge Dame mit sprechenden, schwarzen Augen und einem Sylphidenwuchs, sowie großer Bildung — kennen und vermählte sich mit ihr. Ihr Bruder, der Christ wurde, nannte sich Bartholdy nach dem ehemaligen Eigenthümer des Gartens, den die Familie in der Köpnickerstraße zu Berlin besaß; später nahm Abraham auch diesen Namen an und nannte sich Abraham Mendelssohn-Bartholdy. Dieser überaus glücklichen Ehe entsprossen vier Kinder: Fanny, geboren am 14. November 1805, Felix, geboren am 3. Februar 1809, Rebecca, geboren am 11. April 1811 und Paul, geboren am 30. October 1813. Von diesen vier Kindern erwarb sich durch sein musikalisches Genie Felix einen Weltruf. Der immer mehr wachsende Ruhm seines Sohnes Felix veranlaßte Abraham zu dem bekannten Bonmot: „Früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes“.

Abraham Mendelssohn-Bartholdy ließ es sich angelegen sein, seinen Kindern die gediegenste Erziehung, nach dem berühmten Muster der Erziehungsgrundsätze seines Vaters, angedeihen zu lassen.

---

*) Ges. Schriften, B. V, S. 674.

**) S. Hensel, die Familie Mendelssohn, B. I, S. 41.

Die edle Gesinnung Abraham Mendelssohn-Bartholdy's leuchtet u. A. auch aus einem aus Amsterdam am 5. April 1819 an Fanny geschriebenen Briefe hervor, worin folgende, an die Ethik Moses Mendelssohn's erinnernde Sittenmoral gepredigt wird: „Es giebt — die Religion sei welche sie wolle — nur einen Gott, nur eine Tugend, nur eine Wahrheit, nur ein Glück. Du findest alle, wenn Du der Stimme Deines Herzens folgst, lebe so, daß sie immer im Einklange mit der Stimme Deiner Vernunft bleibe."

Als Felix und Fanny heranwuchsen, hörte der Vater nicht auf, aufzumuntern, zu mahnen, in's Gewissen zu reden. An ihrem 23sten Geburtstage schreibt er z. B. an Fanny: „Du bist gut im Sinn und Gemüth. Das Wort ist verdammt klein, aber es hat es hinter den Ohren und ich sage es nicht von einem Jeden. Aber Du kannst noch besser werden! Du mußt Dich mehr zusammennehmen, mehr sammeln; Du mußt Dich ernster und emsiger an Deinen eigentlichen Beruf, zum einzigen Beruf eines Mädchens, zur Hausfrau bilden. Die wahre Sparsamkeit ist die wahre Liberalität, wer Geld wegwirft, muß ein Geizhalz oder Betrüger werden. Der Frauen Beruf ist der schwerste; die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Kleinsten, das Auffangen eines jeden Regentropfens, damit er nicht in dem Sande verdunste, sondern zum Bache geleitet, Wohlstand und Segen verbreite, die stete, unausgesetzte Beobachtung des Einzelnen, die Wohlthat eines jeden Augenblicks und die Benutzung eines jeden Augenblicks zur Wohlthat, das und Alles, was Du Dir dazu denken wirst, sind die Pflichten, die schweren Pflichten der Frauen."

Das scharfe Auge des Vaters erkannte bald in dem Knaben Felix die Gottesgabe des Genies, daß er zum Musiker geschaffen sei. Als Felix in seinem 11. Jahre eine Fuge componirte, prophezeite der Vater bereits, daß die Musik den Grundbaß seines Thuns und Wesens bilden werde. Allen Vorstellungen Seitens der Verwandten, Felix ein Brodstudium, eine „positive Thätigkeit" zuzuwenden, wies er entschieden zurück. Er that der Neigung seines Sohnes keinen Zwang an, freute sich vielmehr, als Felix Frau Musica zu seiner Herzenskönigin, die ihn das ganze Leben hindurch begleiten sollte, erwählt hatte.

Trotzdem Abraham der Ansicht war, daß seine Tochter vor Allem eine gute Hausfrau werden müsse, so pflegte er doch sorgsam

ihre großen musikalischen Anlagen. Sie lernte Generalbaß, hatte Unterricht in der Compositionslehre und war im Clavierspiele in vielen Beziehungen dem Bruder ebenbürtig.*) Wie Vater Moses, so hatte auch Sohn Abraham eine glückliche Hand bei der Auswahl seiner Hauslehrer und Erzieher. Während Zelter den Kindern den musikalischen Unterricht ertheilte, versah der berühmte Philologe Heyse, der Vater Paul Heyse's, die Functionen eines Hauslehrers mit großem Eifer und glänzendem Erfolg.

Indem ich auf die Individualität Fannys, der späteren Fanny Hensel, und Felix-Mendelssohn-Bartholdy's noch in einem besonderen Kapitel zurückkommen werde, sei hier noch zur Ergänzung des Lebensbildes von Abraham Mendelssohn-Bartholdy Folgendes mitgetheilt. Im Jahre 1825 kaufte er das hübsche Grundstück auf der Leipziger Straße Nr. 3 in Berlin, wo er an der Seite seiner Frau und Kinder die schönsten und glücklichsten Jahre seines Lebens verbrachte. In dem gastfreundlichen und künstlerisch so angeregten Hause verkehrten die namhaftesten Geister Berlins, aber auch berühmte Männer aus aller Herren Ländern; sie nahten und kamen die Himmlischen alle: Alexander von Humboldt, Heinrich Heine, Nicolo Paganini, Ludwig und Friderike Robert, Enke u. v. A. Abraham interessirte sich für die communalen Verhältnisse Berlins sehr lebhaft und seine dankbaren Mitbürger wählten ihn zum Stadtrath.

Die Julirevolution von 1830 hatte er Gelegenheit in Paris, gleichsam an der Quelle, zu studiren. Er hat über die damaligen französischen politischen und gesellschaftlichen Zustände an seine Frau Lea eine Reihe von Briefen geschrieben, die eine Fülle der scharfsinnigsten Beobachtungen, der geistvollsten Bemerkungen und des liebenswürdigsten Humors enthalten. Mögen hier nur einige Aeußerungen Platz finden: „Eins ist klar, mit Charles X. ist nur der allerkleinste Theil der Verderbniß, der Niederträchtigkeit, der Habsucht und Intriguen der höheren Stände vertrieben. Die rechte Grundsuppe ist geblieben, sie lastet wie eine undurchdringliche Atmosphäre auf Frankreich, sie ist ein feindseliges Element, schwerer und nothwendiger zu bekämpfen als die garde royale.“ Ferner: „ . . . Ich bin mit Leib und Seele,

*) S. Hensel, die Familie Mendelssohn, S. 104.

mit Herz und Magen dem Princip der Journées de Juillet zugethan und halte sie für die außerordentlichste Begebenheit der Weltgeschichte. Aber Jean Paul sagt, Niemand sei so gut, als seine guten Aufwallungen und so schlecht als seine schlechten, und wenn letzteres unfehlbar von den Franzosen von 93 gesagt werden muß, so kann ich nicht umhin, auch ersteres von denen von 1830 zu besagen."

Abraham begleitete seinen Sohn Felix auf dessen Triumphreise nach London. Alle Welt machte ihm Complimente darüber, daß er der Sohn und der Vater eines großen Mannes sei. Bei solchen Veranlassungen moquirte er sich gern über sich selbst und meinte, daß er zwischen Vater und Sohn gewissermaßen wie ein — Gedankenstrich dastehe. In London erkrankte er plötzlich und wurde mit großer Zärtlichkeit von Felix gepflegt. „Nächst Gott und von meinen Aerzten", schreibt er an seine Frau, „bin ich meine Genesung dem schuldig, dem ich am liebsten etwas schuldig bin, wenn ich mich getrennt von Euch befinde. Ich kann nicht sagen, was Felix an mir gethan, ich kann nicht sagen, welchen Schatz von Liebe, Geduld, Ausdauer, Ernst und Freundlichkeit und zärtlichster Sorgfalt er gezeigt, und so unendlich viel ich ihm auch mittelbar schuldig geworden durch die tausend Freundlichkeiten und Annehmlichkeiten, die mir von Anderen seinetwegen geworden, so kam doch das Beste von ihm selbst und mein bester Dank gilt ihm."

Gleich seinem Vater, hielt auch Abraham stets das Andenken Lessings hoch, und wie Jener, so hatte auch dieser gegen Ende seines Lebens Veranlassung, den Dichter des „Nathan" gegen Verunglimpfungen und kleinliche Nörgeleien in Schutz zu nehmen. Varnhagen von Ense, dieser Hecht im literarischen Karpfenteiche, hatte am 15. Nov. 1835 eine Unterredung mit dem Stadtrathe, worin er zu Ehren einiger jüngerer deutscher Schriftsteller auf Kosten Lessings in die Ruhmesposaune stieß. Wie Abraham über Lessing dachte, ersieht man nun aus einem Brief, den Ersterer an Varnhagen anläßlich dieser Scene richtete. In diesem Schreiben, welches für die edle Denkungsweise des Sohnes Moses Mendelssohns in hohem Grade bezeichnend ist, lesen wir u. A.: „Wenn Sie, hochgeehrter Herr und Freund, erwägen, daß Lessing während eines großen Theils seines Lebens der vertrauteste Freund meines Vaters war und von diesem innigst geliebt und wahrhaft verehrt worden, daß Lessing den Nathan, die Emilia Galotti,

die Erziehung des Menschengeschlechts, den Laokoon, die Dramaturgie, welcher Deutschland mehr schuldig geworden als allen seitdem geschriebenen Theaterkritiken und Feuilletons zusammengenommen, nämlich die Kenntniß Shakespeares, geschrieben, daß er ohne Widerrede ein gesunder Gelehrter war, daß fast aus jeder Zeile in seinem Werke der klarste Verstand, mit dem tiefsten Gemüth vereinigt, hervorgeht, so werden Sie es um so freundlicher entschuldigen, daß ich gestern seine Thätigkeit vielleicht etwas zu lebhaft gegen Sie geführt habe. Ich war überrascht, ich kann es nicht leugnen, Sie, den ich so oft mit der wärmsten Verehrung von Lessing und seinen Werken, besonders von Nathan und ganz besonders von der daraus hervorleuchtenden Gesinnung, sprechen gehört habe, nun eben diesen Mann, der die Wahrheit so hochverehrte, daß er sie für Gott allein geeignet glaubte, und für sich nur das Streben darnach, kurz, diese Sonne, in welche man durch schwarzgefärbte Gläser wohl Flecken auffinden kann, mit Leuten zusammenstellen zu hören, welche bis jetzt nur Flecken gezeigt haben, hinter denen allerdings Niemandem versagt ist, eine Sonne zu ahnen. Ich hätte mir indeß sagen sollen, daß nur eine augenblickliche Stimmung Sie zu dieser Verunglimpfung Lessings hinzureißen vermochte, und daß eine solche durch den Widerspruch eines Laien sich noch mehr aufgeregt fühlen mußte. Mehrere jener jungen Leute stehen Ihnen persönlich näher, und es ist großmüthig, daß Sie das Aeußerste wagen, um sie zu retten und zu heben. Schon aus dem Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Convenienz wäre diese Betrachtung meine Pflicht gewesen."

Die feine Ironie in diesem Brief ist echt sokratisch, wie sie sein Vater mit so vielem Glück übte. Den Malicen des Herrn von Varnhagen gegenüber verstand er keinen Spaß, und der raisonirende Varnhagen wird sich den Brief wohl nicht hinter den Spiegel gesteckt haben.

Abraham starb am 19. Nov. 1835 plötzlich, fast schmerzlos. Sein Ende war das eines Gerechten, sanft berührte ihn der Todesengel und nahm ihn mit sich. Der Verblichene wurde als Wohlthäter der Armen, als hochgebildeter Mann, als eine der schönsten Zierden der Berliner Gesellschaft aufs Tiefste bedauert. Am meisten beklagte aber seinen Verlust Felix Mendelssohn-Bartholdy; er hatte in dem Todten seinen besten Freund, seinen Erzieher, sein Ideal ver-

loren. Voll Wehmuth im Herzen schreibt er über diesen Schicksalsschlag am 9. Dec. 1835 an seinen Freund, den Prediger Schubring: „. . . Der Wunsch, den ich mir vor Allem jeden Abend wieder gewünscht hatte, war der, diesen Verlust nicht zu erleben, weil ich an meinem Vater so ganz und gar gehangen hatte, oder vielmehr hänge, daß ich nicht weiß, wie ich mein Leben nun fortsetzen werde, und weil ich nicht bloß den Vater entbehren muß, sondern auch meinen einzigen ganzen Freund während der letzten Jahre und meinen Lehrer in der Kunst und im Leben."

Abraham starb nicht, denn sein Name lebt ruhmvoll fort in seinem Sohne, dessen Gestirn so glanzvoll leuchtete, daß daneben selbst die Strahlenkrone seines erhabenen Ahnen fast verblaßt ist!

XIII.

Die Töchter Moses Mendelssohns.

(Dorothea, Henriette und Recha.)

Während Moses Mendelssohn noch mit allen Fasern seiner Seele am alten, traditionellen Judenthum festhielt und mit größter Gewissenhaftigkeit sogar die Ritualgesetze und sonstige talmudische Vorschriften befolgte, waren seine Töchter bereits „Kinder der Welt", sie standen unter dem Einfluß der Romantik und schwuren mit ihrem Glauben auch die alten reinen Sitten ab. Sie traten aus der dumpfen Atmosphäre des Ghetto hervor und die frische Luft der neuen Zeit, die modernen Ideen über Frauenrechte und Frauen-Emancipation, das beseligende Gefühl der Freiheit packte ihr Herz und ihr Gemüth so gewaltig, daß sie mit Leidenschaftlichkeit zum Evangelium eines neuen Glaubens und einer, keine Schranken der überlieferten Moral kennenden Lebens- und Weltanschauung sich bekannten. Sie kamen mit geistreichen, aber in Sachen der ehelichen Treue und Sittlichkeit nicht gerade scrupulösen Männern, wie Friedrich Schlegel, Friedrich Schleiermacher und Friedrich von Gentz in Berührung und sie konnten dem fascinirenden Zauber, welchen diese Männer auf die Töchter Israels ausübten, nicht widerstehen. Für diese „Prinzen vom Genieland" freilich hatten Frauen wie Dorothea Mendelssohn, Henriette Mendelssohn, Rahel Lewin, Henriette Herz einen doppelten Reiz. Diese schönen, pikanten Frauen vereinigten in ihrem Wesen deutsche Bildung mit orientalischer Lebhaftigkeit, exotische Sinnlichkeit mit feiner geistiger Anregung, — die germanischen Frauen jener Zeit waren mit dieser doppelten Dosis des Liebreizes durchaus nicht ausgestattet! . . .

Wie ich schon oben erwähnt, hatte Moses Mendelssohn drei Töchter: Dorothea, Henriette und Recha. Die erstere, die älteste,

geboren am 24. Oct. 1763 in Berlin, hieß ursprünglich mit dem hebräischen Namen Brendel (Veronica); erst mit ihrer Taufe nahm sie auch den Namen Dorothea an, angeregt durch den von Fr. Schlegel im Jahre 1799 an sie gerichteten Brief: „Ueber die Philosophie. An Dorothea." (Athenäum 2, 1—38). Von allen drei Grazien erlangte diese durch ihre Lebensschicksale und ihren Geist den größten Ruf und so wird es angebracht sein, daß wir uns mit ihr hier eingehender beschäftigen.

Wie allen seinen Kindern, so ließ auch ihr Mendelssohn die sorgfältigste Erziehung zu Theil werden. Schon früh zeigte sich ihr lebhafter Geist und ihre Vorliebe für Poesie und Kunst. Im Umgang mit Lessing, Henriette Herz und Rahel Lewin — der späteren Frau Varnhagen's von Ense — entfaltete sie frühzeitig große Empfänglichkeit für alles Schöne und Hohe. Erst 15 Jahre alt, heirathete sie nach der Bestimmung ihres Vaters den Banquier Simon Veit-Witzenhausen. Ob diese Verbindung der Tochter auch genehm sei, danach wurde nicht gefragt: nach altem, jüdischem Brauch haben die Eltern ihren Töchtern die Männer zu wählen, und die Liebe findet sich in der Ehe schon ein — oder auch nicht. Henriette Herz macht in ihren Erinnerungen darauf aufmerksam, daß Mendelssohns Scharfblick zwar in dem Manne, welchen er ihr bestimmt hatte, schon alle die trefflichen Eigenschaften im Keime sah, welche sich später in ihm entwickelten, aber Dorothea genügte die Anweisung auf die Zukunft nicht, und der Vater irrte, wenn er meinte, daß sie den Mann so erkennen würde, wie er es vermochte. Wie hätte aber auch das lebhafte, mit glühender Einbildungskraft begabte Mädchen, gebildet von einem solchen Vater, erzogen in einem Hause, das von den vornehmsten wie den geistig hervorragendsten Personen besucht wurde, einen Mann lieben können, der, damals noch von sehr beschränkter Bildung, ihr nur als philiströser Kaufmann erschien und nicht einmal durch äußere Vorzüge ihr irgend einen Ersatz bot, denn er war unschön von Gesicht und unansehnlich von Gestalt! Erst später trat die hohe Moralität des Mannes hervor, bildete sich seine wahrhaft edle Gesinnung aus und gab sich ein Streben nach geistiger Ausbildung in ihm kund, in welchem er dann bis zu seinem Lebensende nicht nachließ. Thatsache ist, daß Dorothea ihn nicht liebte, als sie ihm ihre Hand gab, sie lernte

ihn niemals lieben, und auch als sie ihn erkannt hatte, lernte sie ihn nur achten.

Der arme Mendelssohn! er wollte entschieden das Glück seiner Tochter begründen und hatte keine Ahnung davon, daß diese sich innerlich unglücklich fühlte! Er schreibt vielmehr am 27. Juni 1783 voll Freude an Herz Homberg*): „Meine Tochter hat bereits am ersten Nissen ihre Heirath vollzogen. Bei dieser Gelegenheit ist Ihrer sehr oft gedacht worden. Sie lebt mit ihrem unvergleichlichen Veit in einer glücklichen Ehe, glücklicher als wenn der Sohn des reichsten Mannes sich großmüthig entschlossen, sich zu ihr herabzulassen." Dem gegenüber schreibt Henriette Herz in ihren Erinnerungen, daß sie Dorothea kurze Zeit nach ihrer Hochzeit gesprochen und aus ihrem eigenen Munde vernommen habe, daß sie unglücklich sei.**) Die Voraussetzung jedoch, daß sie, so wenig innere Befriedigung sie in ihrem ehelichen Verhältnisse fand, der Neigung zu einem anderen Manne Raum gegeben hätte, würde eine durchaus irrige sein, und ebenso wenig bot das äußere Leben des Ehepaares ein Bild der Uneinigkeit dar. Aber sie verzehrte sich, und Henriette Herz, die gern Ehen stiftete und — trennte, machte ihr einmal sogar den Vorschlag, sich von ihrem Gatten zu scheiden. Sie wies jedoch den Vorschlag mit Entschiedenheit zurück. Sie wollte um keinen Preis den Ihrigen und ihrem Vater, der noch lebte, den Schmerz verursachen, mit welchem sie dieser Schritt erfüllt hätte.

Trotzdem der Ehe vier Kinder — Moses, geb. den 22. Juli 1787, der nur ein Alter von 6 Jahren erreichte, Jonas, geb. den 2. März 1790, Abraham, geb. den 11. Sept. 1791, der nach 11 Monaten ein Opfer der Blattern wurde, und Philipp, geb. am 13. März 1793 — entsprossen, fühlte sich Dorothea an der Seite ihres Gatten nicht glücklich; es bedurfte daher nur des Verführers in der Gestalt von Friedrich Schlegel, um in dem leicht entzündlichen Herzen Dorothea's die Liebe zu entflammen. Der romantisch-gewissenlose Schlegel hatte es ihr angethan. Henriette Herz war es, die den üppigen Mann der Tochter Mendelssohns zuführte. Sogleich bei dem ersten Zusammen-

*) Ges. Schriften B. V, S. 667.

**) Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. S. 112 ff.

treffen machte sie einen so gewaltigen Eindruck auf ihn, daß es Henriette Herz gleich auffiel. Nicht lange, und das Gefühl war ein gegenseitiges. Jetzt wurde die Trennung der Ehe eine Nothwendigkeit. Das Herz, erfüllt von einem anderen Manne, welcher eine so viel geistreichere und glänzendere Erscheinung war als ihr Gatte, wäre die Fortdauer des ehelichen Verbandes für Dorothea zur Höllenqual geworden. Auch bestand das Hinderniß nicht mehr, welches sie früher vermocht hatte, jeden Gedanken an eine Trennung abzuweisen: ihr Vater war längst todt. Wieder war es die Herz, welche den advocatus diaboli spielte. Veit wollte, wie sie erzählt,*) anfangs von einer Trennung nichts wissen. Bei dem äußerlich durchaus einträchtigen, ja freundlichen Verhältnisse zwischen den Eheleuten hatte er kaum eine Ahnung von der inneren Unbefriedigung seiner Frau. Durch die Herz wurden ihm erst die Augen geöffnet. Sie gesteht ein, daß er aufs Großmüthigste an Dorothea gehandelt habe. Diese war ohne väterliches Vermögen, aber er ließ sie es nicht fühlen; ohne den Schein der Großmuth anzunehmen, überließ er ihr den ältesten Sohn und zahlte eine ansehnliche Pension für ihn. Später ließ er auf die dringenden Bitten der Mutter auch den zweiten Sohn nachfolgen. Nie ließ er in der lebendigen Theilnahme für seine geschiedene Gattin nach. Er sah sie nochmals öfter, u. A. einmal in Dresden, und wenn es später dem Schlegel'schen Ehepaar schlecht ging, was recht oft der Fall war, erhielt sie ansehnliche Geldunterstützungen von ihm, ohne zu wissen, woher sie kamen.

Man mag über diese Trennung denken, wie man will, so muß doch gesagt werden, daß die schnelle Art, womit eine Mutter von 4 Kindern, die Tochter des sittenstrengen Moses Mendelssohn, die Gattin eines der edelsten Männer Berlins, an den frivolen und sittenlosen Friedrich Schlegel sich wegwarf, in hohem Grade abstoßend ist. Der Schritt läßt sich wohl psychologisch erklären, aber keineswegs entschuldigen. Sie selbst, die flatterhafte Dorothea, empfand später über ihre Leichtfertigkeit tiefe Reue. Sie schreibt zwar darüber in ihrem Tagebuche:**) „Ich that Alles, was ich that, ohne alle Absicht auf Ruhm

*) Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen, S. 114.

**) Dorothea von Schlegel, von Dr. J. M. Raich, Mainz, Verlag von Fr. Kirchheim, 1881, S. 448.

oder um beschäftigt zu sein, sondern (ich bekenne es ehrlich) ganz unbefangen, blos zu meiner eigenen Selbstzufriedenheit, ohne nur im Geringsten an die Welt zu denken." Aber es findet sich unter ihren Papieren die eigenhändige Abschrift der klassischen Worte, welche Maria Stuart in dem gleichnamigen Schiller'schen Trauerspiele an Elisabeth richtet:

Ich habe menschlich, jugendlich gefehlt,
Die Macht verführte mich, ich hab' es nicht
Verheimlicht und verborgen: falschen Schein
Hab' ich verschmäht mit königlichem Freimuth.
Das Aergste weiß die Welt von mir und ich
Kann sagen: ich bin besser als mein Ruf.

Noch deutlicher legt sie ihr Schuldbekenntniß in einem Briefe an Friedrich Schlegel ab: „Ich finde mich so überhäuft mit unverdienter Gnade, zugleich so beschämt über meine eigene Nichtigkeit, besonders wenn ich die Fehler und Sünden meiner Jugend bedenke, und wie ich schon im reifen Alter Alles mit Heftigkeit von mir stieß, was mir mißfiel, Alles an mich riß, was mein leidenschaftliches Herz begehrte, — und nun am Rande des Abgrundes, wo Tausende, besser als ich, verloren gehen, ich so, mit Liebe überhäuft, an der Hand der treuesten Liebe gerettet!"

Dorothea trennte sich gerichtlich von ihrem Manne und lebte mit Friedrich Schlegel vorerst in wilder Ehe. Das skandalöse Verhältniß rief damals allgemeine Entrüstung hervor. Marcus Herz wünschte, daß seine Frau den Umgang mit Dorothea abbreche, aber da kam er schön an! Sie erklärte ihm rundweg, daß er Herr in seinem Hause sei, daß sie ihn aber bitten müsse, ihr zu gestatten, hinsichtlich ihres Umganges außer seinem Hause auch ferner ihrer Ansicht zu folgen, und daß sie ihre Freundin in ihrer Lage nicht verlassen wolle. Auch Schleiermacher, „der moderne Apostel des neuen Christenthums, der Urahn des christlichen Staates", wie ihn Prof. Grätz nennt,*) nahm keinen Anstoß an dem Umgang mit Beiden, im Gegentheil!

In dieser Zeit erschien Schlegels berüchtigter Roman, das Hohelied der Unzucht, die „Lucinde". Von den Bekannten Dorotheas wurde behauptet, daß Schlegel in seinem unsittlichen Buche, wenn

*) Geschichte der Juden von Prof. Dr. H. Grätz, II. B., S. 177.

auch umhüllt, sein Verhältniß zu Dorothea geschildert habe. Henriette Herz widerspricht dieser Annahme aufs Entschiedenste, indem sie behauptet, daß Dorothea nicht zur Sinnlichkeit gereizt habe, indem nichts an ihr schön gewesen sei als das Auge, aus welchem freilich ihr blitzender Geist strahlte, ja nicht einmal Hände und Füße seien bei Dorothea schön geformt gewesen. „Mit der Lucinde werden wir Beide unsere Noth haben," schrieb Schleiermacher nach dem Erscheinen des Buches an Henriette Herz. Dorothea war anfänglich mit der „Lucinde" gar nicht zufrieden. Sie klagte in ihrem Briefe an Schleiermacher (8. April 1799): „Oft ward es mir heiß und wieder kalt um's Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben," — aber schließlich fand sie sich in ihr Schicksal.

Dorothea folgte ihrem romantischen Verführer fast willenlos von Thorheit zu Thorheit. Daß *ihn* nur die Sinnlichkeit reizte, daß er der rechten, wahren Liebe nicht fähig war, bestätigt sogar Henriette Herz, welche das Kuppeleigeschäft zwischen Friedrich Schlegel und ihr vermittelt hatte. Henriette ist der Ansicht, daß Dorothea gar oft das warme Gemüth ihres geschiedenen Gatten, welcher sich in der liebevollsten Sorgfalt für sie äußerte, schmerzlich vermißte. Endlich heiligten die Liebenden ihren Bund durch die Ehe, nachdem sie vorher sich taufen ließ und zum Protestantismus übertrat. Sie gingen zuerst nach Jena, wo August Wilhelm Schlegel und dessen Frau Caroline lebten. Hier kam Dorothea mit den namhaften Männern der Zeit zusammen, mit Goethe, Hardenberg, Schelling u. v. A. Sehr bezeichnend ist, was Dorothea über Goethe berichtet. Sie schreibt unter dem 18. Nov. 1799 an Rahel Lewin in Berlin*): „Goethe habe ich gesehen und nicht blos gesehen! er ist mit mir und den beiden Schlegels wohl eine halbe Stunde spazieren gegangen, hat mich mit einem auszeichnenden Blicke gegrüßt, als mein Name genannt wurde, und sich freundlich und ungezwungen mit mir unterhalten. Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Diesen *Gott* so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu

*) Dorow: Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur 4, 104—108.

wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment! Von dem zurückschreckenden Wesen, das man so allenthalben von ihm erzählt, habe ich wenig gemerkt; im Gegentheil, obgleich meine Schüchternheit und Angst groß war, so nahm sie doch sehr bald ab, und ich gewann vielmehr ein gewisses schwesterliches Vertrauen zu ihm. Ewig schade ist es, daß er so corpulent wird, das verdirbt Einem ein wenig die Imagination!" Sie!

In Jena, der klassischen Stadt, war es auch, wo sie selbst zur Schriftstellerin wurde. Das lag dort so in der Luft. Es war ein tintenkleckfendes Säculum! Wo Alles schriftstellerte, durfte Dorothea allein nicht zurückbleiben! Nicht etwa, sagt Haym*), daß sie ein Seitenstück zur „Lucinde" zu liefern Willens gewesen wäre! Jeder Gedanke, sich mit dem „göttlichen Friedrich" auf eine Linie stellen zu wollen, würde ihr ohne Zweifel wie ein Majestätsverbrechen vorgekommen sein. Der Verfasser der „Lucinde" war in ihren Augen ein Künstler; ihr war es genug, wenn es ihr gelang, ihm Ruhe zu verschaffen und in Demuth als Handwerkerin Brod zu verdienen, bis er selbst es könne. Es war ein kindischer Triumph für sie, daß sie die erste gewesen, die zur Zufriedenheit des Meisters Wilhelm einige Stanzen zu Stande gebracht, die sie ihrem „Florentin"**) in den Mund legte. Mit klopfendem Herzen und erröthendem Angesicht schickte sie die Aushängebogen ihres Romans „Florentin", als endlich ein erster Band 1880 fertig geworden, an Schleiermacher, und alles Lob der Freunde konnte ihre bescheidene Meinung nicht ändern. Sie fuhr fort, sich ihrer blauen Strümpfe ganz ernstlich zu schämen und über die vielen rothen Striche zu lächeln, die ihr Manuscript sich hatte gefallen lassen müssen, weil „immer der Teufel an den Stellen regierte, wo der Dativ oder Accusativ regieren sollte." Das Liebste und Beste an dem Buch war in ihren Augen doch der Name Friedrichs, der sich auf dem Titel als Herausgeber genannt hatte, und die beiden an sie gerichteten, auf sie bezüglichen Sonette Friedrichs. Sie hätte sich immerhin ein wenig mehr auf den humoristischen Taugenichts einbilden dürfen, denn Roman gegen Roman gehalten ist der „Florentin"

*) R. Haym: Die romantische Schule, Berlin, 1870, S. 663 ff.

**) Held des gleichnamigen, unvollendet gebliebenen Romans von Dorothea, herausgegeb. von Friedrich Schlegel, Lübeck und Leipzig, 1801.

in seiner bescheidenen Selbstständigkeit ein hundertmal besserer Roman als die „Lucinde“ in ihrer anmaßlichen Orginalität. . . .

Ihr schönes dichterisches und schriftstellerisches Talent tritt auch in ihrem „Tagebuch“*) uns entgegen. Scharfe Beobachtung, vortreffliche Menschenkenntniß und Eleganz der Form geben ihren diesbezüglichen Aussprüchen und Betrachtungen einen ganz eigenartigen Reiz. Aus der Fülle dieser Sentenzen mögen hier nur einige als Proben mitgetheilt werden:

Gelehrte, Verliebte, Müßige und Mädchen sind unbändig auf Briefe erpicht; Geschäftsleute gar nicht.

Fange Deine Herzenscultur nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausschneiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgezogen, dann richtet sich der edlere Blumenflor von selbst kräftiger in die Höhe. Das tugendhafte Herz wird wie der Körper mehr durch Arbeit als durch gute Nahrung gesund und stark.

Nur den Diamant darf man in einer großen einfachen Fläche schleifen, in der er in eigenem gediegenen Glanz leuchtet; seine Festigkeit und Undurchdringlichkeit verwehrt jeder fremden Kraft die Fläche zu verletzen und den Glanz zu trüben. Weniger edle Steine müssen facettirt geschliffen werden, damit sie von allen Seiten ein wenig schimmern und nicht durch jede Reibung getrübt werden.

Zweierlei Strahlen hat die Sonne: die leuchtenden und wärmenden. Die letzteren theilen sich allen mit, erwecken und beleben und ihre Wirkung bleibt lange zurück, die ersteren lassen keine Spur zurück, sobald sie selbst verschwunden sind, aber von ihnen kommt Farbe und Licht. Die wärmenden Strahlen sind die Liebe, die leuchtenden die Phantasie der Natur.

Wenn eitle Frauen nicht länger mit Jugend kokettiren können, so geschiehts mit Alter. Wenn sie lange sich zehn Jahre jünger ausgegeben haben, so machen sie plötzlich einen Sprung und geben sich zehn Jahre älter an.

Der Ursprung der Ungleichheit unter den cultivirten Menschen liegt ganz simpel in den Hilfszeitwörtern Sein und Haben.

---

*) Dorothea v. Schlegel, von Dr. J. M. Raich, S. 81 ff.

Viele Stücke werden nicht ausgepfiffen, weil die Leute vor vielem Gähnen den Mund nicht spitzig machen können.

Kirnberger gab einer Dame Unterricht im Klavierspielen und ward oft abgewiesen, weil die Dame ihr Zimmer scheuern ließ. Kirnberger ward ungeduldig. „Aber auch ewig scheuern!“ rief er. „Wann ist es endlich bei ihr rein?“ — Man könnte dies auf manche Leute anwenden, die so entsetzlich viel lernen. Wann werden sie denn etwas wissen? — Am Ende sind diese doch immer golden gegen die Andern, die Alles wissen wollen, ohne es zu lernen. Das wäre dann wieder ein Unterscheidungszeichen zwischen Dummen und Narren.

Es wird viel zu viel gesprochen in der Welt.

„Viele wurden berufen, wenige auserwählt“. Dies Wort Christi gilt von der Ehe ganz besonders.

Am Besten läßt sich Bonaparte mit Simson vergleichen, der mit einem todten Eselskinnbacken die Philister schlug.

Aechter Muth muß eine Hydra sein: schlägt man ihr ein Haupt herab, so müssen aus der Wunde zwei neue hervorwachsen.

„Und er soll Dein Herr sein!“ Diese Worte des Schöpfers sind nicht Moralgesetz, sondern Naturgesetz und als solches liebevolle Warnung und Erklärung. Es können Frauen durch die unvernünftige Herrschaft der Männer unglücklich sein, ohne diese Herrschaft sind sie aber auf immer verloren und das ohne Ausnahme.

Das Herz vieler Frauen scheint von Schnee zu sein: es ist kalt und schmilzt leicht.

Ist man über die Vierzig, so ist es ganz gleichgültig, was man anzieht, oder wie man es anzieht; nur müssen wir uns dann hüten, nichts Jugendliches anzulegen, sondern blos auf den Anstand und die Bequemlichkeit sehen. Eine alte Frau kann nicht genug in allem ihrem Thun und Lassen Ruhe und bequemes Betragen annehmen; jede Bewegung, die Gefallenwollen verräth, ist lächerlich; eigentlich muß man schon früher als nothwendig ist, die Rolle der Alten übernehmen, damit man sie hernach weiß.

Es herrscht in Paris gar nicht der leichte Ton, den man sich so wunderbar vorstellt, sondern sogar der höchste Leichtsinn ist pedantisch und gewissen Regeln der Tollheit unterworfen; der nack-

teste Anzug ist steif; es ist unglaublich, welche Mühe es hier kostet, im Négligé zu sein.

Es liegt eine Seligkeit in der Armuth, aber man muß ihr nur nicht widerstreben, sie nicht verleugnen wollen. So wie es wenige giebt, die den Reichthum recht zu benutzen wissen, so wird auch die Armuth von wenigen recht genossen und verstanden.

* * *

Das Verhältniß des Schlegel'schen Ehepaares zu August Wilhelm Schlegel und dessen Frau gestaltete sich mit der Zeit so unerquicklich, daß ein Scheiden für Dorothea und dessen Mann sich empfahl. Sie rissen sich daher im Jahre 1802 los und reisten mit ihrem Sohne Philipp Veit nach Paris. Hier widmete sich Friedrich mit vielem Erfolg seinen indischen Studien und gab 1803 eine Zeitschrift „Europa" heraus. Dort sammelten der geistreiche Mann und seine Frau einen großen Kreis namhafter Persönlichkeiten um sich. In seinem Salon las er aus Shakespeare, Tieck u. A. vor, und da er außerordentlich schön las, drängte sich bald Alt und Jung um ihn. Ein zeitgenössischer Schriftsteller berichtet über diese ästhetischen Theeabende Folgendes: „Es ging sehr angenehm in diesem Kreise zu. Dorothea's vorsorglicher, liebender Sinn wußte überhaupt die Häuslichkeit ihres stillen, wohlgeordneten Lebens freundlich zu gestalten. Alles war traulich, heimlich, angemessen und wohlthuend um sie her. Musterhaft und angestrengt übte sie weiblichen Fleiß. Unbegreiflich ist's, wie sie noch Zeit zum Schreiben fand; allein sie, deren geschickte, flinke Hand Kleider und Wäsche nähte, Strümpfe strickte und ausbesserte und sich am häuslichen Herde bemühte, war auch die Copistin aller Schriften ihres Gemahls und schuf fortwährend Schönes und Treffliches. Sie arbeitete damals an dem (nicht erschienenen) 2ten Theil des „Florentin", schrieb für die „Europa" gediegene Aufsätze (diese sind mit D unterzeichnet), übersetzte den Morlin in gedrängtem, trefflichem Auszuge, führte eine ziemlich starke Correspondenz und fand noch Zeit, die merkwürdigsten Gegenstände der Kunst zu betrachten, bisweilen Schauspiele und Concerte zu besuchen, alles Neue zu lesen, die Abende durch Geselligkeit zu erheitern, durch Vorlesungen zu beseelen. Hinreißend schön las sie vor, doch stets nur im engsten Kreise und wenn Friedrich in seinem Zimmer arbeitete. Vor wenigen nur bekannte sie sich als die Ver-

fasserin des „Florentin“ und ihrer anderen Dichtungen und Schriften. Sie war stolz darauf, daß ihre Sachen unter Schlegels Namen erschienen und äußerte überhaupt, daß Berühmtheit den Frauen nicht wohlthue und daß sie jedes Glück und jeden Glanz nur von der Liebe erwarten und annehmen müßten. Sie war bald das Herz, bald die Hand, bald der Geist ihres Mannes, und nur sie selbst, um Alles dieses recht schön und genügend zu sein. Sie stand in dieser Art ganz einzeln auf ihrer Höhe liebender Hingebung und Werkthätigkeit und immer war sie stark, freudig und heiter, ihrer selbst mächtig und für Andere vollhaltig da.“

Die Pariser Zeit war für das Schlegel'sche Ehepaar eine recht sorgenvolle. Es bestritt seinen Lebensunterhalt hauptsächlich durch Pensionäre, die dort wohnten und speisten. Auch ließen sich die jungen Leute von Schlegel ein Privatissimum über Philosophie und Poesie lesen, was sie gut bezahlten. Auch den Brüdern Sulpiz und Melchior Boisserée und ihrem Freunde Bertram hielt Schlegel Vorlesungen über die Literatur.

Dorothea that Alles, was ihr Mann wünschte. Sie trat ihm zu Liebe zum Protestantismus über, als aber Friedrich Schlegel einige Jahre darauf am 16. April 1808 in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche sich aufnehmen ließ, that sie desgleichen. Die Conversion fand in Köln statt und zum Dank für die dort empfangenen Gnaden schenkte Dorothea nach dem Tode ihres Mannes dem Dome zu Köln einen Kelch, den der spätere Abt der Trappisten, von der Meullen, dem Erzbischof Droste zu Vischering überreichte. Der Fuß ist mit dem Abzeichen des Christusordens, den Friedrich Schlegel von Pius VII. erhalten hatte, geschmückt, und trägt folgende Widmung: Calicem cum cruce SS. Salvatoris a Pio PP. VII. concessa Friederico a Schlegel templo Metrop. Colon. grati animi ergo, quod ipsa et conjux defunctus in gremium S. matris ecclesiae ibidem anno MDCCCVIII sit recepta, vidua ejus d. d. d. Es ist ein wahres Glück, daß Friedrich Schlegel darauf verzichtete, schließlich auch den Katholizismus zu verleugnen und Muselmann zu werden — Dorothea hätte kein Bedenken gehabt, den Koran als Glaubensquelle zu verehren! Noch 1802 schwärmte sie für den Protestantismus. So schreibt sie am 21. Nov. 1802 an Schleiermacher: „Ich lese mit Aufmerksamkeit beide Testamente und finde nach meinem Gefühl selbst das

protestantische Christenthum doch reiner und dem katholischen weit vorzuziehen. Dieses hat mir zu viel Aehnlichkeit mit dem alten Judenthum, das ich sehr verabscheue. Der Protestantismus dünkt mich ganz die Religion Jesu zu sein und die Religion der Bildung".*) Aber schon am 23. Februar 1806 schreibt sie an Caroline Paulus in Würzburg: „Ich hasse die Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts Gutes, nichts von ihr hergekommen. Schon, weil er alt ist, zieh' ich den Katholizismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion oder besser Confession noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniß abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen."

In Köln, wo Dorothea mit ihrem Gatten von 1804 bis 1808 lebte, hoffte Friedrich auf eine staatliche Anstellung durch Kaiser Napoleon, aber vergebens. Mehr Glück hatte das Ehepaar in Wien, wohin es sich 1809 begeben hatte. Dort fand Schlegel endlich eine zufriedenstellende Existenz, aber zum Teufel war der Spiritismus und nur das Phlegma war geblieben! Keine Spur mehr von der früheren Leidenschaftlichkeit, die sich über alle Schranken der guten Sitte und des Anstandes hinweg setzte! Henriette Herz, welche Dorothea in Wien 1811 besuchte, berichtet aus jener Zeit folgenden charakteristischen Zug. Eines Abends war Dorothea leidend. Henriette Herz saß vor ihrem Bett. Beide klapperten ein wenig in Fieberfrost. Schlegel saß ihnen gegenüber an einem Tische, aß Orangen und leerte dazu eine Flasche Alicante. „Ich weiß nicht", sagte Henriette boshaft, „ob er auch uns dadurch mit einiger südlicher Gluth zu durchhauchen dachte!"*) Oesterreichs Hauptstadt war nun bis zu Schlegel's plötzlichem Tode am 11. Januar 1829 ihr bleibender Aufenthalt. Dazwischen fällt nur der Aufenthalt in Frankfurt a. M. (27. April 1817 bis 21. April 1818), wo Schlegel als Legationsrath bei der Bundestagsgesandtschaft war, und der Besuch ihrer Söhne in Rom (2. Juni 1818 bis 27. Mai 1820).

Friedrich Schlegel konnte in Wien zum ersten Male aufathmen, ohne von Nahrungssorgen gequält zu werden. Er wurde unter dem

*) Henriette Herz, ihr Leben und ihre Erinnerungen, S. 118.

Titel eines Hofsecretärs im Dienste des Ministers Graf Friedrich Stadion angestellt und bekam ausgiebigen Gehalt. Den Feldzug gegen Napoleon 1809 machte Friedrich Schlegel im österreichischen Hauptquartier mit und wirkte übrigens mit Friedrich von Gentz während jener Zeit fortwährend für die Sache der Reaction.

Nach Rom war Dorothea im genannten Jahre hauptsächlich deshalb gereist, um ihre beiden dort weilenden Söhne zu besuchen. Sie that sich in der ewigen Stadt durch ihre eifrige Frömmigkeit hervor. Es machte einen widerwärtigen Eindruck, wie Mendelssohn's Tochter dem Papste die Pantoffel küßte!*) Den Rest ihres Lebens verbrachte sie in Frankfurt a. M. bei ihrem Sohne, dem Maler Philipp Veit; sie erhielt sich von einer kleinen österreichischen Pension, welche in ihrem letzten Lebensjahre in etwas erhöht wurde.**) Wir besitzen einen, etwa 2 Monate vor ihrem Tode geschriebenen Brief, der für sie sehr bezeichnend ist. Sie war müde und sehnte sich nach dem Jenseits, aber trotz der Unbilden des Alters und trotz des Sehnens ertrug sie das Leben mit Ruhe und Heiterkeit. Ein kalter Frühling hatte sie unangenehm afficirt. „Nun," schreibt sie in diesem Briefe, „man muß es sich eben gefallen lassen wie die Pflanzen und Blüthen, die ihre Schuldigkeit thun und in ihrem Lauf fortblühen, als machte es ihnen das größte Vergnügen." Und in Bezug auf eine Aeußerung, welche die Adressatin in einem Augenblicke des Unmuths niedergeschrieben hatte, sagte sie: „Alles, was wir Weltkinder sonst Poesie des Lebens genannt haben, das ist weit! weit! — Ich könnte sagen wie du: ich bin es satt! Aber ich sage es dennoch nicht, und ich bitte und ermahne dich: sage auch du es nicht mehr. Sei tapfer! das heißt, wehre dich nicht, sondern ergieb dich in tapferer Heiterkeit! — — Laß den Ueberdruß des Lebens nicht herrschend werden, ich bitte dich darum, sondern denke beständig daran, daß dieses arme Leben weder dein Eigenthum, noch dir zur willkürlichen Benutzung oder zur angenehmen Beschäftigung verliehen worden ist; jeder Tag desselben ist ein Kleinod der Gnade, ein Kapital, das du weder vergraben, noch von dir werfen darfst." Sie starb im Jahre 1839. Wenn auf Jemand, so findet

*) Schleiermacher's Leben in Briefen, I, S. 254.

**) H. Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen, S. 119.

auf sie das biblische Wort Anwendung: „Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt!“ Eine Romantikerin durch und durch concentrirte sich leider ihre ganze Liebe auf einen Unwürdigen, einen Wollüstling und Egoisten, Friedrich Schlegel, der für sie aber das Ideal eines Mannes und Dichters war.

* * *

Wie Dorothea Mendelssohn, so verheirathete der Vater auch Recha, seine zweite Tochter, schon frühzeitig. Sie vermählte sich mit dem Mecklenburgischen Hofagenten Meyer, aber auch diese Ehe hatte keinen Bestand und wurde schon nach kurzer Zeit wieder gelöst. Moses Mendelssohn war mit dem Vater seines Schwiegersohnes, dem herzoglichen Hofagenten Nathan Meyer in Strelitz, seit Jahren intim befreundet und erachtete es als ein großes Glück, als dessen Sohn Mendel Meyer um die Hand seiner Tochter warb. Dieser war ein fleißiger, biederer und rechtschaffener Mann, ein rühriger Kaufmann und besaß sehr viel Intelligenz. Doch paßte er zu Recha nicht, die romantische Neigungen wie Dorothea hatte und sich nach etwas „Höherem“ sehnte. Trotzdem die Ehe mit einem Mädchen, Betty, gesegnet wurde, trennte sich Recha von ihrem Manne, ohne sich jedoch wieder zu verheirathen, — ob kein romantischer Verführer à la Friedrich Schlegel kam, um ihr den Himmel auf Erden zu versprechen, oder ob sie überhaupt keine Neigung mehr hatte, wieder eine Ehe einzugehen, in der sie keine Befriedigung fand, wissen wir nicht. Nur so viel ist uns bekannt geworden, daß sie nach der Ehescheidung eine Pensionsanstalt für junge Mädchen in Altona gründete und dann in Berlin in reger Beziehung zu ihrem Bruder Abraham lebte.

Eine viel bedeutendere Persönlichkeit war die dritte Tochter unseres Weltweisen, Henriette Mendelssohn. Sie unterschied sich zuförderst dadurch von ihren Schwestern, daß sie unverheirathet blieb. Sie war nicht schön genug, um die Lebemänner des damaligen Berlin zu reizen, auch war sie ein wenig verwachsen, aber den hellen, scharfen Verstand hatte sie von ihrem Vater geerbt. Gleich Recha, widmete sie sich auch der Laufbahn einer Erzieherin. Sie lebte anfänglich mit ihrer Schwester Recha in Strelitz, ging dann aber nach Paris und leitete dort eine Pensionsanstalt in dem großen Garten des Fould'schen Hauses.

Als ältere Schwester liebte es Dorothea, der jüngeren recht gute und weise Rathschläge zu ertheilen. So schreibt sie ihr am 15. Sept. 1788: „Wenn du so oft nicht mehr das Glück wirst haben können, Menschen nach deinem Herzen zu sehen, so wirst du nur immer mehr noch ihren Werth einsehen lernen. Beschäftige dich nützlich; lerne zu so viel du kannst; sei Nothleidenden behilflich, so viel du vermagst, mit Rath, Trost und Geld. Höre nie auf, dich selbst zu vervollkommnen, bessere beständig und werde nicht müde, Fehler, die du an dir bemerkst, auszurotten; glaub' mir, der einzige Weg zur Glückseligkeit ist — immer besser werden: alles Uebrige ist außer uns und kann uns nur so lange beglücken, als es uns neu ist."

Varnhagen v. Ense*) entwirft ein recht anschauliches Bild der erzieherischen Thätigkeit Henriette Mendelssohns in Paris aus dem Jahre 1810. Nach dem vielfachen Tagesgewirr, schreibt er, und wenn weder Frascati noch eines der Theater besucht wurde, oft schon von frühem Nachmittag an, gewährte mir ein Garten in der Rue Richer den traulichsten, beruhigendsten Aufenthalt. Dort wohnte in einem Gartenhause Henriette Mendelssohn, die sinnvolle, feingebildete Schwester der Frau von Schlegel, und leitete eine Pensionsanstalt kleiner Mädchen. Sie selbst war unansehnlich, etwas verwachsen, aber dennoch eine Erscheinung, von der man sich angezogen fühlte, so sanft und doch so sicher, so bescheiden und doch zuverlässig war ihr ganzes Wesen. Sie hatte scharfen Verstand, ausgebreitete Kenntnisse, helles Urtheil und dabei die feinste Weltsitte, den erlesensten Takt. Mit der Literatur der Deutschen, der Franzosen und Engländer, zum Theil auch der Italiener, war sie wohl vertraut und sprach das Französische und Englische wie eine Eingeborene. Bei solchen Eigenschaften konnte ihr ein edler Gesellschaftskreis nicht fehlen, den sie jedoch um ihres Pflichtberufes willen möglichst einzuschränken suchte. Als Frau von Staël noch in Paris sein durfte, kam sie öfter zu Fräulein Mendelssohn, ebenso Benjamin Constant. Mad. Fould, welche das Vorderhaus des Gartens bewohnte, führte bisweilen ihre Gäste der angenehmen Freundin zu. Spontini saß hier ganze Abende im Mondenschein und sann auf neue Lorbeeren, die er

*) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens von K. A. Varnhagen von Ense, 3. vermehrte Auflage.

den durch die „Vestalin“ jüngst gewonnenen hinzufügen könnte. Auch der Däne Heiberg erschien, der durch Talleyrand im auswärtigen Ministerium angestellt worden war, aber Muße genug behielt, um vorzugsweise der Literatur zu leben. Auch Frau von Chézy und Frau von Quandt, Alexander von Humboldt, Baron Drieberg und Ritter von Eskeles, der früher in Wien um die Hand der liebenswürdigen Erzieherin geworben hatte, waren hier zu sehen, wenn sie Paris besuchten. Hier fanden, wie Varnhagen v. Ense weiter erzählt, oft merkwürdige Unterhaltungen statt; die deutschen und französischen Ansichten, welche meist keine Vermittelung zuzulassen schienen, empfing die Gesellschaft unerwartet durch die glückliche Uebersetzung, welche ihnen Fräulein Mendelssohn zu geben wußte, und wobei gerade die Worte am wenigsten übersetzt werden durften. Hier wurde der Inhalt des noch unter der Presse befindlichen Buches der Frau von Staël über Deutschland im Voraus erörtert. Bisweilen traten auch, wenn der Boden sicher war, die politischen Meinungen ohne Scheu hervor, und da war es merkwürdig welche Kenntniß der geheimsten Verhältnisse und Thatsachen hier von stillen Privatpersonen oft in überraschender Weise klargelegt wurden. Die näheren Ursachen der Entlassung Fouchées, die Ränke des nachher so berüchtigten Onvrard und was sonst damit zusammenhing, Alles wurde hier in größter Genauigkeit mitgetheilt. Die Fenster des Salons Henriette Mendelssohns waren von Außen mit Weinlaub dicht überkleidet, welches zugleich der Sonnengluth wehrte und die Abendkühle milderte. Hinter einem solchen Vorhang saß Varnhagen mit der Tochter Mendelssohns auf dem niedrigen Fensterbrett bisweilen stundenlang. Dort riefen sie die theuren Bilder des Vaterlands hervor, dort besprachen die gemeinsamen Freunde und Bekannten, deren sich immer mehr fanden, die ihnen liebsten Erscheinungen der Poesie und Kunst und dort bildeten oft auch die höchsten Aufgaben der Menschen den Stoff ihrer Betrachtung.

„Henriette Mendelssohn war eine würdige Tochter ihres Vaters: sie huldigte durchaus der Vernunft und wies andere Quellen der Erkenntniß entschieden zurück.“

Mit ihrer Schwester Dorothea stand sie von Kindesbeinen an in bestem Einvernehmen. Die Briefe der beiden Schwestern athmen die größte Zärtlichkeit und Liebe. „Deine Briefe,“ schreibt Henriette aus Paris 1812 an Dorothea nach Wien, „sind mir noch die ange-

nehmsten von der Welt." Erst gelegentlich des Uebertritts des Schlegelschen Paares zum Katholicismus wurde ihre Liebe zu Dorothea getrübt. Sie hatte, wie Dorothea in ihrem Tagebuche übereinstimmend mit Varnhagen zu melden weiß, Rechenschaft über diesen ihr ganz unbegreiflichen Schritt von der Schwester gefordert und nicht erhalten, sondern nur die eifrige Mahnung, sich ebenfalls der römischen Kirche in die Arme zu werfen, eine Zumuthung, die sich Henriette verbat. Aber diese Spannung zwischen den beiden Schwestern hörte bald auf, denn schließlich trat Henriette später selbst zum Katholizismus über.

Der glänzende Ruf, der ihr als Erzieherin voranging, veranlaßte den General Sebastiani in Paris, ihr die Erziehung seiner Tochter, Fanny, anzuvertrauen. Sie blieb im Hause des Generals bis zur Verheirathung Fanny's im Jahre 1824. Es ging ihr in dem prachtvollen Hotel im Faubourg St. Honoré, wo sie eine Flucht von 4 Zimmern bewohnte, die alle die Aussicht nach den Champs Elysees und den unendlichen daranstoßenden Gärten hatten, äußerlich sehr gut, aber mit der Zeit führte sie das Loos einer weißen Sklavin. In ihren Briefen an ihre Schwester schüttet sie wiederholt ihr Herz aus.

Sie klagt darüber, daß ihre Schülerin ganz ohne Talent und Neigung zum Lernen sei, und daß die s. g. große Welt mit ihren verderblichen Forderungen und Versprechungen wie eine gewaltige Schneelawine alles mühsam Erreichte und Gepflanzte in einem Augenblick zerstöre. . . Fanny Sebastiani heirathete später den Herzog von Praslin, denselben, der 1847 seine arme Frau ermordete und dann an sich selbst Hand anlegte. Der Prozeß machte s. Z. großes Aufsehen und trug nicht wenig dazu bei, die Regierung Louis Philipps des letzten Restes von Volksthümlichkeit zu berauben, da der mörderische Herzog persona grata bei Hofe war und man die Regierung beschuldigte, dem Selbstmord desselben Vorschub geleistet zu haben.*)

Dorothea kehrte hierauf nach Berlin zurück und lebte in innigem Verkehr mit der Familie ihres Lieblingsbruders, Abraham Mendelssohn-Bartholdy, der sie zusammen mit seinem ältesten Sohn Felix von Paris abgeholt hatte. Sie starb am 9. Nov. 1831, wie ihre Nichte Fanny Hensel in ihrem Tagebuch schreibt: „mit einer Fassung, einem

*) Die Familie Mendelssohn, von S. Hensel, S. 66.

so klaren Bewußtsein und einer solchen Sorge für Andere bis zum letzten Augenblick, daß sie ihrem schönen Leben die Krone aufgesetzt hat.“*)

In ihrem interessanten Testament, welches ihre religiösen Ansichten beleuchtet, sagt sie u. A.: „Da ich in diesen Worten zum letzten Male mit meinen lieben Verwandten rede, sage ich ihnen hiermit Dank, sowohl für alle Hilfe und Freundschaft, die sie mir im Leben bewiesen, als auch dafür, daß sie mich auf keine Weise in der Ausübung meiner Religion gehindert und keine Gehässigkeiten gegen dieselbe an den Tag gelegt haben, so daß ich es mir selbst zuschreiben muß, wenn Gott der Herr mich nicht der Gnade gewürdigt hat, meine Geschwister zur katholischen, wirklich allein seligmachenden Religion hinüberzuziehen. . . Ich ersuche meine Brüder oder diejenigen Verwandten, welche dies Testament eröffnen werden, mir die Todtenfeier der katholischen Kirche zu gewähren, übrigens aber mich in aller Frühe so still als möglich und ganz einfach bestatten zu lassen. Die Namen Maria Henriette Mendelssohn möchte ich auf dem Leichenstein, und auf dem Kreuze, das ich an das Grab zu setzen bitte, die Worte: Redemisti me, Deus, Deus veritatis!“

Die beachtenswerthe schriftstellerische Begabung Henriettens tritt in den recht interessanten Briefen zu Tage, die sie an Dorothea, an Lea, an Abraham und Felix Mendelssohn-Bartholdy ꝛc. gerichtet hat und die eine Fülle von originellen Beobachtungen von Land und Leuten, gesellschaftlichen und politischen Zuständen Frankreichs enthalten. In ihrer Eigenschaft als Erzieherin der Tochter eines napoleonischen Generals hatte sie die beste Veranlassung, hinter die Coulissen der Ereignisse zu blicken. Aus der Fülle ihrer Aufzeichnungen mögen hier einige Auszüge mitgetheilt werden.**) Ueber die Einnahme von Paris 1815 schreibt sie: „Der Kanonendonner hat die schwarzen, schweren Gewitterwolken getheilt und ich will den hellen Augenblick benutzen, ehe sie sich wieder sammeln. . . . St. Denis, Montmorency, St. Cloud, Sèvres, Sceaux, Malmaison sind auf Jahre hinaus verheert, und Paris ist zum zweiten Male wie durch ein Wunder ver-

*) A. A. O., S. 71.

**) A. A. O., S. 66 ff.

schont geblieben, während man sich so ganz in der Nähe mit der größten Erbitterung schlug. . . . Viele Nächte hindurch zog der Pöbel der Vorstädte unter dem Namen der Fédérés mit wüthendem Gebrüll durch die Straßen. Wie nun aber auch das Ungeheure in Paris eine leichtsinnige Gestalt annimmt, geschah es, daß während jener Jammertage Theater und Spaziergänge sowie alle öffentlichen Plätze mehr als je besucht wurden; geputzte Damen fuhren in Kaleschen dem feindlichen Lager so nahe als möglich, und es fehlte nicht viel, so hätte die Reihe der Stühle auf den Boulevards, auf welchen Herren und Damen sich gemächlich streckten, sich bis ins englische Lager bei Neuilly hingezogen. Sie hielten diese stupide Sorglosigkeit für die beste Weise, ihrem Könige Anhänglichkeit zu beweisen."

Ueber den Marschall Davoust, den Schrecken des Nordens, schreibt sie: „Marschall Davoust, seine Frau, die eigentlich das Hausregiment führt, und seine Kinder sind unsere tägliche Gesellschaft. . . . Beinahe alle seine Bedienten sind Deutsche, seine Töchter lernen deutsch recht ernsthaft, und er bittet mich jedesmal recht inständig, ihm zu sagen, ob sie etwas deutsch wüßten. Das politische Leben dieses Mannes ist mir unerklärlich, wenn ich ihn im Hause und unter seinen Kindern betrachte; er ist ein Vater, wie Abraham nur sein kann, mischt sich in alle ihre Spiele mit wahrer Herzlichkeit, und seine älteste Tochter, ein Mädchen von 14 Jahren, die ihm ganz ähnlich sieht, ist das sanfteste Geschöpf, das ich kenne. Bloß auf eine Weise sind mir die Gräuel, die unter seiner Herrschaft in Hamburg verübt worden, erklärlich: er scheint mir sehr einfältig, schwerfällig und unwissend zu sein. In seinem Hause ist er ohne Einfluß und so war es gewiß während seines Commandos; irgend ein Elender hat an seiner Stelle gehandelt! Das ist aber freilich den armen Bedrückten ganz einerlei, und er ist vielleicht noch strafbarer, daß er so Ungeheures geschehen ließ."

Ihr Humor und ihre neckische Laune documentirt sich in einem Briefe, den sie an ihre Schwägerin Lea schrieb, als am 6. Juli 1822 ihr Bruder Abraham Mendelssohn-Bartholdy mit der ganzen Familie eine Reise nach der Schweiz unternahm. Die Gesellschaft bestand aus den Eltern, den 4 Kindern im Alter von 16, 13, 11 und 9 Jahren, dem Hauslehrer Heyse, einem Dr. Neuburg nebst einigen Dienstboten.

Die Reise erregte damals großes Aufsehen und Henriette gab ihre Freude über dieselbe in einem langen Brief Ausdruck. Hier findet sich folgende allerliebste Stelle für den kleinen Felix: „Ich empfehle Dir ganz besonders einen gewissen Kuchenbecker in Bern, der hinter der Hauptkirche wohnt. Es ist kein Laden, sondern ein Zimmer im unteren Geschoß; Du wirst mir für diese Empfehlung danken. Der Mann componirt auf seine Weise herrliche Werke. Kaufe Dir die Taschen voll und verzehre sie an einem hellen Morgen auf der Plateform, wie sie's in Bern nennen, im Angesichte der herrlichen Schneegebirge des Oberlandes und freue Dich, wie wir Alle, die Dich lieben, des Daseins. Gott erhalte Dich, mein brauner Felix!" . . . Weiter heißt es in dem Briefe: „Wie gern hätte ich Dir (Fanny) für die Reise so ein lächerliches Kleid geschickt, wie man es diesen Sommer in Paris trägt. Es sind sehr weite, faltige Fuhrmannshemden, Blouse genannt, die gerade so wie jene oben am Halse und auf den Schultern mit bunten Stickereien verziert sind und gar keine Form haben, sondern von einem ledernen Gurt unter der Brust festgehalten werden. Du hast Dich mir aber als so corpulent geschildert, daß ich nicht den Muth hatte . . . Habe ich doch über allem Schwatzen keinen Raum, Dich mein dreimal glücklicher Altvater, auch nur zu begrüßen. Nun bist Du ja recht in Deinem Element, wie Abraham der Erste an der Spitze Deiner zahlreichen Familie durch das Land ziehend! Und wenn ich nun denke, daß Du auch gar keinen Grund zu irgend einer Beunruhigung zurückgelassen hast, sondern mit Deinen Augen über Alles wachen kannst, so bin ich beinahe so froh, wie Du es sein mußt. Nun Gott behüte Dich und die liebe Caravane."

* * *

Unter den Frauen am Ende des vorigen Jahrhunderts, welche durch ihre geistreiche Conversation und ihren Einfluß auf namhafte Männer der Zeit der Epoche gewissermaßen ihre Signatur aufgedrückt haben, werden auch die Namen Dorothea und Henriette Mendelssohn stets genannt werden!

XIV.

Die zwei Musiker-Enkel Mendelssohns.

(Felix Mendelssohn-Bartholdy und Fanny Hensel.)

Von den Enkeln Moses Mendelssohns haben zwei, die Kinder seines Sohnes Abraham, Felix Mendelssohn-Bartholdy und Fanny Hensel, auf dem Gebiete der Musik Triumphe geerndtet, ja, Felix Mendelssohn-Bartholdy hat fast den Ruhm seines Großvaters verdunkelt, denn er hat nicht eine Sprache gesprochen, die wie diejenige Moses Mendelssohns blos für das achtzehnte Jahrhundert, sondern für alle Zeit, für die Ewigkeit bestimmt war. Die Tonschöpfungen des Enkels werden noch fortleben, wenn es keine Systeme mehr geben und confessionelle Fragen keine Rolle mehr spielen werden. Wie verschieden, wie von Grund aus anders geartet nun auch die Persönlichkeit des Großvaters und diejenige des Enkels war, so sind doch einige Berührungspunkte vorhanden; wie Moses in erster Linie durch seine schlichten, großen und edlen Charaktereigenschaften auf seine Zeitgenossen einen mächtigen Einfluß ausübte, so war es auch die Individualität Felix Mendelssohn-Bartholdy's, neben seinen Kunstschöpfungen, die sonnenhell auf seine Zeitgenossen wirkte, die durch ihre Liebenswürdigkeit und den Adel der Gesinnung sich die größten Sympathien erwarb und die Bewunderung der Mitwelt herausforderte.

Ich habe bereits im Kapitel XII — „die Söhne Moses Mendelssohns" — der ausgezeichneten Erziehung Erwähnung gethan, die Felix Mendelssohn-Bartholdy von seinen feingebildeten und kunstgesinnten Eltern erhielt. Den ersten Musikunterricht empfing der Knabe, wie seine übrigen Geschwister, von seiner Mutter, später wurde er im Klavier von Berger und im Contrapunkt von Zelter unterrichtet. Felix

gehörte zu den s. g. Wunderkindern, die aber das halten, was sie in ihrer Kindheit versprochen. Schon im Knabenalter ließ er im elterlichen Hause Compositionen von sich, darunter 4 Opern, aufführen. Von dem dreizehnjährigen Knaben entwirft Eduard Devrient in seiner reizenden Schrift über Felix*) folgende interessante Schilderung: „Er fiel durch sein langes braunes Lockenhaar auf, wenn er an seines Vaters Hand, in seinen großen Schuhen, rüstig durch die Straßen stapfte ... In musikalischen Kreisen hatte ich von den außerordentlichen Fähigkeiten des Knaben gehört, ihn in der Singakademie und in Zelters Freitagsmusiken gesehen, auch in einer Singetheegesellschaft getroffen, wo er unter den Erwachsenen in seinem Kinderanzuge, d. h. Habit, stand: einer am Hals weit ausgeschnittenen engen Jacke, über welche das weite Beinkleid geknöpft war. In dessen seitwärts eingeschnittenen Taschen hatte der Kleine gern die Hände gesteckt und wiegte den Lockenkopf seitwärts hin und wider, wie er unruhig von einem Fuß auf den andern trat. Mit fast ganz zugelegten Augenlidern, zwischen denen die braunen Augen hervorblitzten, stieß er seine Antworten auf die neugierig prüfenden Fragen — wie man sie an Wunderkinder zu richten pflegt — mit etwas anstoßender Zunge fast trotzig hervor. Sein Klavierspiel fand ich von erstaunlicher Fertigkeit und musikalischer Sicherheit.“ Von der Musik dieser Kindheits-Opern berichtet uns Devrient, daß dieselbe eigenthümlich, ungesucht an die natürliche Declamation der Worte geheftet, ohne besondere melodische Einfälle, aber die komischen Momente mit Humor und Geschicklichkeit benützend, war. Der Vater verschaffte Felix ein kleines Orchester aus der Hofkapelle, so daß er den großen Vortheil genoß, schon in den Knabenjahren mit der Natur der Instrumente und ihrer Führung bekannt zu werden und auch seine eigenen Compositionen in praktischer Ausführung sofort prüfen zu können. Auf einem Tabouret stand der Knabe vor seinem Notenpult und nahm sich unter den gesetzten Musikern, besonders neben dem riesigen Contrabassisten, wunderkindlich genug aus in seinem Knabenhabit, wenn er die langen Locken in den bloßen Nacken schüttelnd, über die Männer hinsah wie ein kleiner Feld-

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Leipzig, J. J. Weber. 1872, S. 9 ff.

herr, dann tapfer mit dem Taktstock einschlug und mit Ruhe und Sicherheit, und doch immer wie lauschend und aushorchend, sein Stück zu Ende dirigirte.

Man hat viel von dem Einfluß der Dichtermütter auf ihre Söhne gesprochen; bei Felix ist die Einwirkung der geistreichen und verstandesscharfen Mutter, geborenen Lea Salomon, unverkennbar. Sie war es, welche Felix zu unermüdlicher Thätigkeit anspornte und ihn für seinen idealen Beruf begeisterte. Eduard Devrient erzählt,*) daß wenn er zum Vormittagsbesuch bei der Mutter von Felix war und dieser mit seinem Butterbrode — das ihm das Recht gab, von der Arbeit zu gehen — in's Vorderzimmer kam und länger mit ihm plauderte, als das Butterbrod reichte, die Mutter ihn gewiß sehr bald kurzab mit der hingeworfenen Frage: „Felix, thust Du nichts?" wieder in's Hinterzimmer scheuchte. Aber auch der Vater hatte einen sehr wichtigen Einfluß auf die geistige Entwickelung seines Sohnes. „Abraham Mendelssohn" — sagt Devrient**) — „war ein ausgezeichneter Mensch, in dessen Seele und Geist sich das Leben mit ungewöhnlicher Klarheit abspiegelte, dessen Denken und Fühlen, Lernen und Erkennen ihn das Göttliche in der höheren Vernunft hatte finden lassen. Dem geborenen Juden, dem Sohne des Philosophen Moses Mendelssohn, war diese Ueberzeugung natürlich, mir, der ich im Alter der kirchlichen Empfindungsschwelgerei stand, wurde sie erst nach und nach verständlich, aber das sichere Maß, nach dem er den Werth der Dinge schätzte, imponirte mir sogleich. Die Ueberzeugung, daß unser Leben eine Verpflichtung zur Arbeit, zum Nutzen und Streben sei, diese Ueberzeugung erbte Felix von seinem Vater."

Schon als Knabe von 11 Jahren, im Herbst 1821, wurde er durch seinen Lehrer Zelter bei Goethe eingeführt, in dessen Hause zu Weimar er 14 Tage wohnte. Der Dichterfürst gewann den Knaben, der ihm die Werke Bachs, Beethovens und Mozarts vorspielte, sehr lieb. Goethe küßte den Wunderknaben jeden Morgen. Die Lieder seiner Schwester Fanny gefielen Goethe auch ausnehmend. Dieser dichtete für sie folgendes Gedicht, das er eigenhändig aufschrieb und Zelter mit den Worten übergab: „Bringen Sie das dem lieben Kinde":

*) A. A. O. S. 15.

**) A. A. O. S. 15 ff.

Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor,
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig mir erkor.

Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut! —
Ach, aus dieser Brust und Enge
Dringen frohe Lieder laut.

Goethe stellte Felix auch dem Großherzog und der Großherzogin vor; er mußte ihnen von 11 Uhr früh mit Unterbrechung von 2 Stunden bis 10 Uhr Abends vorspielen. Von Goethe entwirft der Knabe folgende anziehende Schilderung*): „Alle Nachmittag macht Goethe das Streicher'sche Instrument mit den Worten auf: „Ich habe dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor" und dann pflegt er sich neben mich zu setzen und wenn ich fertig bin (ich phantasire gewöhnlich), so bitte ich mir einen Kuß aus oder nehme mir einen. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch gar keinen Begriff, ebenso wenig als von dem Reichthum, den der Polarstern der Poeten in Mineralien, Büsten, Kupferstichen, kleinen Statueen, großen Handzeichnungen u. s. w. hat. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel größer als Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, sein Name, die sind imposant. Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie 10,000 Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang ist fest, seine Rede sanft. Dienstag wollte Professor Zelter mit uns nach Jena und von da aus gleich nach Leipzig... Sonnabend Abend war Adele Schopenhauer — die Tochter — bei uns und wider Gewohnheit auch Goethe den ganzen Abend. Die Rede kam auf unsere Abreise und Adele beschloß, daß wir Alle hingehen und uns Professor Zelter zu Füßen werfen sollten und um ein Paar Tage Zugabe flehen. Er wurde in die Stube geschleppt und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Nest nehmen wollte, befahl ihm, still zu schweigen, ohne

*) Die Familie Mendelssohn von S. Hensel, S. 108 ff.

Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen und wieder zu kommen, und schloß ihn so von allen Seiten ein, daß er Alles nach Goethes Willen thun wird; nun wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern, und wäre er nicht zu Hause gewesen, ich glaube, wir hätten ihn zu Hause begleitet, wie das römische Volk den Cicero nach der ersten catilinarischen Rede. Uebrigens war auch Fräulein Ulrike ihm um den Hals gefallen, und da er ihr die Cour macht (sie ist sehr hübsch), so that Alles dies zusammen die gute Wirkung."

So reif und altklug war schon mit 11 Jahren der kleine Felix!

Einen großen Einfluß auf Felix übte die durch Carl Maria von Weber zum vollen Leben erwachte Romantik und schon in seinem 14. Jahre schrieb er sein erstes romantisches Meisterwerk: „Ouvertüre zum Sommernachtstraum". Hier zeigt sich bereits die Virtuosität Mendelssohns in der Darstellung einer phantastischen Märchenwelt. In dem Reiche der Elfen, Gnomen, Nixen, Kobolde ist er besonders heimisch und ein eigenartiger Reiz, eine entzückende Grazie erfüllt alle diese seine Tonschöpfungen, von denen ich noch nenne: die Ouvertüre zur „Melusine" und zu den „Hebriden" und Partien seiner Cantate: „Die Walpurgisnacht". Während aber Carl Maria von Weber die Geisterwelt in ihrer dämonischen Macht mit all' ihren Schrecken und Schauern oder aber in poetisch-zauberhaftem Lichte uns vorführt, ist die Muse Mendelssohns bestrebt, die heitere, neckische und humoristische Seite des Uebernatürlichen zu veranschaulichen. Goethe hat diese Anlage des Kindes bald erkannt, denn er schrieb ihm in sein Stammbuch die Verse:

Wenn über ernste Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten,
Nur zu: auf weiter Töneflur
Wirst manche Lust bereiten.

Trotz der bisherigen glänzenden Erfolge wollte der Vater über den Künstlerberuf seines Sohnes eine Autorität ersten Ranges consultiren und er reiste 1825 mit ihm zu Cherubini, um dessen Gutachten einzuholen. Der Maëstro beseitigte jeden Zweifel, und der Vater that von jetzt ab alles Mögliche, um die Schwingen seines Sohnes frei entfalten zu

lassen. Nach seiner Rückkehr nach Berlin widmete sich nun Felix mit ganzer Seele der Künstlerlaufbahn; dabei aber vernachläßigte er seine wissenschaftlichen Studien nicht und hörte 1827 an der Berliner Universität Philosophie und Geschichte.

Im Jahre 1825 trat Felix mit seiner ersten Symphonie, 1827 mit der Oper: „Die Hochzeit des Gamacho" hervor. Die Composition trug jedoch noch denselben Charakter wie die Knabenarbeiten des Componisten. Die außerordentliche Formengewandtheit, der verständnißvolle Ausdruck der singenden Personen und noch andere Vorzüge konnten aber die vielen Mängel der Oper nicht verdecken und so wurde dieselbe nur einmal in Berlin mit mäßigem Erfolge aufgeführt. Devrient berichtet uns*), daß ihn bei diesem Anlaß eine hämische Verurtheilung in Saphir's „Schnellpost" sehr verdrossen habe. Felix fühlte damals schon was er Devrient später oft gesagt: Nicht das glänzendste Lob in der ersten Zeitung freut Einen so sehr, als der verächtlichste Tadel in einem Schmierblatt verdrießt. Obenein erfuhr er bald, daß der Verfasser des Schmähartikels ein sehr musikalisch begabter Student war, der in Mendelssohns Hause freundliche Aufnahme gefunden, die ganze Aufregung der Familie während der vorbereiteten Aufführung getheilt hatte, auch die Partitur der Oper kannte. Diese Kette der widrigsten Erfahrungen drückte den ersten Stachel der Abneigung gegen die Berliner Zustände in Felix Seele. Später, als die Aufregung darüber ganz vorüber war, gab Devrient ihm zu bedenken: ob die Beschaffenheit der Oper nicht einen großen Theil an der ausgesucht widrigen Verkettung der Umstände gehabt? Er gab dies halb und halb zu, hob dies und jenes hervor, schloß aber: so schlecht war die Oper nicht, daß man damit so malhonett verfahren mußte.

Unsterblichen Ruhm erwarb sich Mendelssohn durch die im Vereine mit Ed. Devrient 1829 bewerkstelligte Aufführung der Bachschen Matthäuspassion, wobei er die Führung des Orchesters selbst übernahm. Eben waren hundert Jahre seit der letzten Leipziger Aufführung vergangen, bis diese herrliche Passion wieder an's Licht kam. Der zwanzigjährige Jüngling sagte in übermüthiger Laune zu Devrient: „Ist es nicht merkwürdig, daß es ein Komödiant und ein

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy von Eduard Devrient, S. 330 ff.

Judenjunge*) sein müssen, die den Leuten die größte christliche Musik wiederbringen!" Der Bachcultus in Deutschland datirt recht eigentlich vom 11. März 1826, da die Matthäuspassion unter der größten Begeisterung der Berliner Bevölkerung in der Berliner Singakademie aufgeführt wurde.

Aufgemuntert durch Moscheles und andere Kunstfreunde begab er sich im selben Jahre nach London, wo er als Componist, Dirigent und Pianist in begeisterter Weise gefeiert wurde. Wir besitzen von ihm eine Fülle der geist- und gehaltvollsten Briefe aus diesem seinem Londoner Aufenthalt, welche beweisen, daß Felix auch ein vortrefflicher Menschenkenner und ein geistvoller Schriftsteller war. In London wurde er bald enfant chéri der Gesellschaft, zumal er in den großen Gesellschaften seine Kunstleistungen, entgegen den Usancen anderer Virtuosen, ohne Honorar gewährte, aber er war über die gesellschaftliche Absonderung, welcher die bezahlten Virtuosen in diesen Kreisen ausgesetzt waren, aufs Tiefste empört. Er konnte z. B. nicht vergessen, daß er die große Sängerin Malibran so ausgestoßen und verschüchtert habe am Ende des Saales sitzen sehen. Ueber diese letztere sagt er u. A.: „Eine junge, schöne, herrlich gewachsene Frau, mit toupierten Scheiteln, voll Feuer, Kraft, Koketterie dabei: sie spielt schön, macht gute Stellungen."

In London genoß er das großstädtische Leben mit vollen Zügen. Er machte die Bälle bei vornehmen Lords mit, ergötzte sich an der fabelhaften Pracht, welche dort entfaltet wurde und ließ sich die Huldigungen von vornehmen Ladys und kunstbegeisterten Damen gnädig gefallen. Hier und da blickte er selbst gar tief in verführerische Mädchen- und Frauenaugen und in seinen Briefen, die er nach Hause schrieb, schildert er ganz entzückt und berauscht den Zauber dieser Blicke. Große Popularität erlangte er überdies in London durch die Wohlthätigkeitsconcerte, welche er veranstaltete; so z. B. durch dasjenige für die Schlesier. Er spielte mit Henriette Sontag zusammen und hatte einen außerordentlichen Erfolg. Es kamen 800 Guineen ein, die Felix für die Ueberschwemmten in Schlesien zu Händen des preußischen Gesandten ablieferte. Wie besucht das Concert war, geht daraus hervor,

*) Ist nicht wörtlich zu nehmen. Sämmtliche Kinder Abraham Mendelssohn-Bartholdy wurden christlich erzogen.

daß die vornehmsten Damen, um nur einen Platz zu bekommen, auf Pauken und Trompeten sich setzen, und daß die Frau eines bekannten Börsenfürsten auf einer Bank im Vorsaal campiren mußte. In London entstanden die Anfänge zum Liederspiel: „Heimkehr aus der Fremde," welches er in Berlin zur Feier der silbernen Hochzeit seiner Eltern vollendete

Von London unternahm Felix einen Ausflug in's schottische Hochland. In Abbotsford besuchte er Walter Scott. Auch die Hebriden besuchte er, und der tiefe Eindruck, den die einsamen Inseln auf sein Gemüth machten, wurde der Anlaß zu dem originellen Orchesterstück, welches er im nächsten Jahre vollendete. In England hatte er sich ungemein wohl gefühlt und als er im September 1829 wieder nach Berlin abreiste, nahm er von diesem Lande mit folgenden begeisterten Worten Abschied: „Es ist ein schönes, liebes Land, und wie die weiße Küste eben untertauchte und die schwarze französische auf, da war mir's, als hätte ich von meinem Freunde Abschied genommen, und alle lieben, freundlichen Menschen nickten mir noch einmal zu. Das war ein großes Bild. Aber nun ist es Vergangenheit. Ich kann die letzten 14 Tage in London die glücklichsten und reichsten nennen, die ich da genossen."

In Berlin verweilte Felix bis Mitte Mai 1830 und begab sich dann, 14 Tage bei dem ihn zärtlich liebenden Goethe einkehrend, über Wien, München, Salzburg ꝛc. nach Italien. Die Frucht dieser italienischen Reise sind u. A. die nach seinem Tode herausgegebenen „Reisebriefe", die er nach Hause geschrieben hatte. Ueberall erregte der rasch berühmt gewordene Componist und Virtuos durch seine Kunst sowohl wie seine Persönlichkeit die Bewunderung all Derjenigen, die mit ihm in Berührung kamen. Wer da weiß, welcher Cultus mit Franz Liszt in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts getrieben wurde, kann sich die Ovationen vorstellen, die dem Wundermann Felix von allen Seiten, namentlich der Frauenwelt, entgegengebracht wurden. Die Ausbeute an schöpferischen Erzeugnissen während dieser italienischen Reise war nicht gerade hervorragend, auch fand Mendelssohn die Musik in Italien in recht traurigem Zustande; umsomehr war er von der wunderbaren Natur entzückt; die dort angesammelten Kunstschätze wirkten sehr anregend auf ihn und waren bestimmend auf die Entwickelung seiner Individualität. Es beschäftigten ihn in Italien hauptsächlich die Walpurgisnacht (erste Bearbeitung),

und die Symphonien in A-moll und A-dur; hier entstand auch aus Sehnsucht nach seiner Schwester Fanny das erste Lied ohne Worte. Besonders angenehmen Verkehr fand er in Rom bei dem Ministerresidenten Bunsen, den Malern Bendemann, Hübner, Schadow, Cornelius, Overbeck, Horace Vernet — der ihn portraitirte —, dem Bildhauer Thorwaldsen und in Mailand bei Frau von Erdtmann und dem Sohne Mozarts.

Aus Mailand — am 13. Juli 1831 — schrieb Felix Mendelssohn-Bartholdy einen höchst interessanten Brief an Devrient.*) Wir entnehmen dieser Zuschrift die nachstehende Stelle, weil das hier vor über 50 Jahren Gesagte vielfach noch heute zutreffend ist: „Wenn Du glaubst, in Italien gäbe es italienische Sänger, so irrst Du Dich verzweifelt. Die Prima-Donna in Rom war eine Berlinerin, o Jammer! sie sang doch gar sehr übel und machte so viel Prätensionen wie ein Schlittenpferd und fiel doch gar zu sehr durch; die beste Sängerin, die in diesem Augenblick in Italien ist, soll eine gewisse Unger (Dedescha) sein, der erste Bassist hier ist Herr Schober-lechner aus Wien, der sich aber hier Schober nennt, weil den Italienern das lechner nicht zuzumuthen ist. Die guten Sänger habe ich alle in Paris und London gehört, und da sind sie auch jetzt versammelt, ziehen die Mittelmäßigen nach, und nur das Allerelendste bleibt im Vaterlande; da ist es wohl kein Wunder, daß ich in Paris lieber italienische Musik höre, wo erstlich alle ersten Sänger, zweitens auch die zweiten, drittens und viertens auch Chor und Orchester sind. . . . Ich schwöre Dir, daß das Wittenberger Operntheater (es mag eines geben oder nicht) besser ist, als San Carlo in Neapel. Kein Deutscher hat von so Etwas eine Ahnung, ich meine ordentliche Deutsche, von Herzen; denn solch' ein Kerl, wie ich einen angetroffen habe, der ist ebenso wenig ein rechter Deutscher, wie Käsebier. Denk' Dir, Devrient, der Mensch wird vom Ministerium hier 2 Jahre unterhalten, damit er italienische Musik studiren soll, geht nun in's Vaterland zurück, um dort die hiesige Singmethode einzuführen, und, wie er mir ohne Erröthen sagte, die neuen Opern von Donizetti und Bellini aufzubringen. Ach Gott, Du

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy, von Eduard Devrient, S. 119 ff.

begreifst die ganze Niederträchtigkeit von so was nicht! — Aber höre nur solche italienisch Gebildeten an, wie die so gar keine Methode haben, wie eine bayrische Kellnerin reiner und besser singt, wie sie den großen Sängerinnen ihre kleinen Genialitäten, ihre kleinen Unarten, Uebertreibungen und dergleichen nachahmen, und das Methode nennen. Und das wollen sie bei uns einführen, die wir so viel Besseres haben. In ganz Italien ist jetzt keine Sängerin wie die Schätzel, und Du weißt, daß ich keiner ihrer größten Verehrer bin. Aber der Hauptfehler ist, daß sie sich immer italienisch ausbilden wollen, während das, was ihnen unsre Natur mitbringt, das Beste und einzige Gute ist. Glaubst Du denn, daß es in Italien Stimmen wie die Milder, Schechner, Sontag, einen Haitzinger oder Bader, Mantius, Wild giebt? (Von Bassisten schreibe ich nicht, um Dich nicht in Deiner Bescheidenheit zu verletzen.*) Aber es ist doch wahr! O, ihr Undankbaren! Ich will weiter gar nichts sagen, denn ich predige tauben Ohren!"

Von Italien reiste er nach der Schweiz, wo er sich stets unendlich wohl fühlte und wohin er immer aufs Neue zurückkehrte, um sich zu erholen. „Die Schweiz — sagte er — „giebt Einem eine andere Idee vom lieben Herrgott und seiner Natur und ihrer unermeßlichen Schönheit; jeder Mensch, der es könnte, müßte einmal in seinem Leben die Schweiz gesehen haben. Wo will da das dürre Italien hin, gegen diese Lebensfrische und Kerngesundheit! Was grün heißt und Wiesen und Wasser und Quellen und Felsen, das weiß nur einer, der hier gewesen ist. Mir ist nirgends so ganz frei, so ganz der Natur gegenüber zu Muthe gewesen, als in diesen unvergeßlichen Wochen und ich habe es mir vorgenommen, wenn ich in meinem Leben einmal wieder einen Sommer herumschweifen kann, es nur hier in den Bergen zu thun."

Von der Schweiz begab sich Felix Mendelssohn-Bartholdy über den Bodensee nach München. Er spielte dort bei Hofe und trug in dieser Stadt das dort vollendete G-moll-Concert vor. Hierauf reiste er nach Paris, wo er vor Allem einen guten französischen Operntext suchte. Doch wurde sein Aufenthalt daselbst durch die Todes-

*) Eduard Devrient war ursprünglich Bassist.

nachrichten von Goethe, Eduard Rietz und einen eigenen Choleraanfall getrübt. Im Juli 1832 kam er nach Berlin zurück. Er suchte hier eine feste Stellung zu gewinnen und hoffte das durch Zelter's Tod erledigte Amt eines Directors der Singakademie zu erhalten. Vergebens machten die Freunde Mendelssohns darauf aufmerksam, daß er der beste lebende Dirigent sei, daß er unter anderen Eigenschaften auch den Vorzug der Jugend besitze, also auch die Garantie gleichmäßiger Direction biete: die Dummheit und Gesinnungsniederträchtigkeit*) siegte; Rungenhagen wurde mit 148 Stimmen gewählt, während Mendelssohn nur 88 Stimmen erhielt. Diese Niederlage verstimmte ihn außerordentlich. Er verlebte den ganzen Sommer 1832 und den darauf folgenden Winter in Berlin und gab mehrere Concerte; in dem einen wurde die Hebriden-Ouvertüre und die Walpurgisnacht aufgeführt. Felix' Clavierspiel — sagt Devrient — war wohl zu dieser Zeit auf dem Höhepunkt seiner Vorzüglichkeit angelangt, und sein eigenthümlicher Charakter ganz scharf ausgeprägt. Es war nicht Virtuosität, denn seine staunenswerthe Fertigkeit und Ausdauer, seine Präcision und Energie waren es nicht, die den Hörer an ihn fesselten. Man vergaß das Instrument, man vernahm nur Interpretation der Composition — weshalb er denn freilich auch nur bedeutende Musik spielte —, er gab musikalische Offenbarung, es war nur Sprache des Geistes zum Geiste. Bei seiner Gedankentiefe und Formengewandtheit hatte das Publikum zu bedauern, daß er nicht mehr öffentlich phantasirte; er sagte, er habe die Thorheit erkannt, sich vorzunehmen oder gar anzukündigen: „An diesem Abend oder zu dieser Stunde werde ich gute Gedanken haben." Sein Spiel machte einen großen und beifallerregenden Eindruck, aber immer nicht den, den es in anderen Städten hervorbrachte; auch seine Compositionen erregten den froh begeisterten Antheil in Berlin nicht, den sie sonst überall fanden. Seine musikalische Bedeutung sollte in seiner Vaterstadt nur spät und trotzdem nicht vollgiltig erkannt werden. Er war eben ein Prophet im Vaterlande.**)

---

*) In der Generaldebatte betreffs der Besetzung der Directionsstelle äußerte ein stimmführender Herr, die Singakademie sei durch ihre fast ausschließliche Beschäftigung mit geistlicher Musik ein christliches Institut; es sei darum unerhört, daß man ihr einen „Judenjungen" als Director aufreden wolle!!

**) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy von E. Devrient, S. 157.

Im April 1833 reiste Felix von Berlin ab und ging zunächst nach Düsseldorf, wo er das große Musikfest dirigiren sollte. Er hatte das Glück gehabt, die Originalpartitur von „Israel in Egypten" aufzufinden und die Aufführung dieses Werkes sollte das Hauptstück des Musikfestes bilden. In der rheinischen Kunststadt erntete Mendelssohn große Triumphe und er wurde auf drei Jahre zum städtischen Musikdirector ernannt. Er mußte in dieser Eigenschaft die Kirchenmusik und die dort bestehenden großen Instrumental- und Gesangsvereine leiten. Eine Zeit lang wirkte er auch als Theaterkapellmeister, stand aber in Folge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Dichter Carl Immermann, der damals Director des Stadttheaters zu Düsseldorf war, von dieser Thätigkeit ab. In Düsseldorf beschäftigte ihn zumeist das Oratorium „Paulus", auch das Charakterstück: „Melusine" kam zur Aufführung und überdies noch manches andere Clavierstück.

Mit dem Jahre 1835 begannen die Verhandlungen, um Felix für Leipzig zur Leitung der Gewandhausconcerte zu gewinnen. Im Herbst des genannten Jahres trat er bereits die Stellung als Kapellmeister der Gewandhausconcerte an. Er eröffnete das erste Concert mit seiner „Meeresstille" und hatte die Genugthuung, daß die mitwirkenden Künstler sowohl wie das Publikum ihm in begeisterter Weise entgegen kamen; durch seine ausgezeichnete, den edelsten künstlerischen Grundsätzen huldigende Direction hat er den Leipziger Gewandhausconcerten einen Weltruf verschafft.

Während so der Meister auf der Höhe seiner Aufgabe stand und in der glücklichsten Seelenstimmung sich befand, traf ihn der härteste Schlag seines Lebens: der überraschende Tod seines Vaters am 19. Nov. 1835. Er hing mit schwärmerischer Liebe an seinem Vater und er konnte lange keinen Trost in seinem tiefen Seelenschmerz finden. Wochen lang war er ganz apathisch und zu jeder geistigen Arbeit unfähig. An seinen Freund, Prediger Schubring, schrieb er nach seiner Rückkehr nach Leipzig in größter Verzweiflung die folgenden Worte: „Es ist das größte Unglück, das mir widerfahren konnte und eine Prüfung, die ich nun entweder bestehen oder daran erliegen muß. Ich sage mir das jetzt nach drei Wochen, ohne jeden scharfen Schmerz der ersten Tage, aber ich fühle es desto sicherer: es muß für mich ein neues Leben anfangen oder Alles aufhören — das Alte ist nun abgeschnitten."

Am 5. October d. J. waren es gerade 50 Jahre, daß Felix Mendelssohn-Bartholdy das erste Concert in Leipzig dirigirte. Ueber diese ersten Eindrücke und Erlebnisse in Leipzig berichtet er zwei Tage darauf an seine Mutter u. A.: „Ich kann Euch gar nicht sagen, wie zufrieden ich mit diesem Anfang bin und mit der ganzen Art, wie sich meine Stellung hier anläßt. Es ist eine ruhig ordentliche Geschäftsstellung; man merkt, daß das Institut seit 56 Jahren besteht, und dabei scheinen die Leute mir und meiner Musik recht zugethan und freundlich. Das Orchester ist sehr gut, tüchtig musikalisch und ich denke, in einem halben Jahre soll es noch besser werden. Denn mit welcher Liebe und Aufmerksamkeit diese Leute meine Bemerkungen aufnehmen und augenblicklich befolgen, das war in beiden Proben, die wir bis jetzt hatten, ordentlich rührend, es war immer ein Unterschied, als ob ein anderes Orchester spielte. . . . Agitationen hat mir das Concert nicht gemacht, liebste Mutter; aber zu meiner Schande gestehe ich, daß ich noch niemals so befangen beim Herauskommen war wie diesmal; ich glaubte, es machte, weil so lange darüber correspondirt und verhandelt war und ich noch kein Concert derart gesehen hatte. Die Localität und die Lichter machten mich wirr.“ Mit Ferdinand Hiller war Mendelssohn befreundet und Ende Januar 1836 führte er im Gewandhause dessen D-moll-Ouverture auf, ohne daß aber das Werk besonders gefallen hätte. Am 3. October des genannten Jahres feierte er seinen Geburtstag zum ersten Male in Leipzig. Das Orchester ließ ihm durch den Senior eine freundliche Gratulationsrede halten. In Leipzig war es auch, wo Mendelssohn zum Ehrendoctor promovirt wurde. Die Facultät, deren Procancellar damals Wilhelm Drobisch war, ernannte ihn: „Ob insignia in artem musicam merita honoris causa“ zum Dr. phil. und Artium liberalium magister. Das Diplom datirt vom 20. März 1836. Der Rector Magnificus Dr. jur. Günther übersandte ihm dasselbe mit einem vom 19. März datirten Schreiben. Darauf antwortete Mendelssohn mit nachstehendem Briefe, der kürzlich zum ersten Male veröffentlicht wurde:*)

„E. M.**) haben die ehrenvolle Auszeichnung, deren mich die hiesige Universität für würdig gehalten hat, mit so freundlichen und

*) Im Leipziger Tageblatt vom 4. Oct. 1885, Nr. 277.
**) Ew. Magnificenz.

gütigen Worten begleitet, daß mir dies den Muth giebt, E. M. zu bitten, den Dank für eine solche Ehre, den ich nicht auszusprechen wüßte, wie ich es möchte, an meiner Stelle den Mitgliedern der Universität und der philosophischen Facultät insbesondere sagen zu wollen. Jemehr ich fühle, wie selten es mir gelungen ist, etwas zu leisten, worauf ich mit Befriedigung zurückblicken könnte, wie viel mir dazu noch fehlt, um mich auf mehr, als auf die gute Absicht berufen zu können, um so dankbarer bin ich für eine Ehre, die ich eben deshalb nicht eine Belohnung für ein Erreichtes, sondern nur wie eine Aufmunterung zu fortgesetztem Streben betrachten kann. Als solche ist sie mir doppelt werth, weil sie, mich weiter führend, von Neuem mich ermuthigen wird, den Weg zu verfolgen, auf dem ich meiner Kunst einmal nützlich zu sein hoffe; und da ich ihn schon in manchen Zeiten durch Widersprüche und Hindernisse hindurch habe fortsetzen müssen, so ist es mir wohl die größte Freude, dann wieder einmal bestätigt zu finden, daß es wenigstens kein Irrweg sei. Und eine solche Bestätigung ist für mich die Theilnahme und die freundliche Gesinnung Derer, denen der Ernst der Kunst wie mir am Herzen liegt. Sie ist ein ehrenvoller Beweis des Vertrauens, gleich wichtig und erfreulich für meine Vergangenheit, wie für die Zukunft, und ich weiß nicht, wie ich für diesen Beweis des Vertrauens und diese unverdiente Ehre meinen Dank genug aussprechen könnte. Ich hoffe in den nächsten Tagen Gelegenheit zu finden, E. M. mündlich meinen Dank sagen zu dürfen. . ."

Sieben Jahre später, als Felix inzwischen schon königl. preußischer Generalmusikdirector und königl. sächsischer Kapellmeister geworden war, ernannte ihn auch die Stadt Leipzig zu ihrem Ehrenbürger. Dieser Ehrenbürgerbrief lautet:

„Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Leipzig urkunden und bekennen hiermit, daß wir im Einverständnisse mit den Herren Stadtverordneten allhier dem Königlich Preußischen General-Musikdirector und Königlich Sächsischen Kapellmeister

Herrn D. Felix Mendelssohn Bartholdy

in Anerkennung Seiner großen Verdienste um die musikalische Bildung in hiesiger Stadt das Ehrenbürgerrecht derselben als einen Beweis unserer aufrichtigen Hochachtung ertheilt haben.

Indem Wir nun Kraft dieses Briefes dem Königlich Preußischen General-Musikdirector und Königlich Sächsischen Kapellmeister Herrn D. Felix Mendelssohn-Bartholdy das

Ehrenbürgerrecht der Stadt Leipzig

und alle nach Gesetz und Verfassung damit verbundenen und etwa künftig daran zu knüpfenden Ehrenrechte und Befugnisse verleihen, fügen wir die besten Wünsche für Dessen Wohlergehen und die Versicherung unserer größten Hochachtung hinzu,
haben auch zu dessen Urkunde dieses

Diplom

unter Vordruckung des größeren Rathssiegels und verfassungsmäßiger Unterschrift ausgefertigt.

Leipzig, den 13. April 1843.

Der Rath der Stadt Leipzig:
Otto,
V.-Bürgermeister.
Berger, Stadtschreiber."

Beim Musikfest in Düsseldorf, am 22. Mai 1836, wurde zum ersten Male das Oratorium „Paulus" von Mendelssohn aufgeführt. Das Werk brachte außerordentliche Sensation hervor und seit Haydn's „Schöpfung" ist kein Oratorium so volksthümlich und beliebt geworden wie der „Paulus". Den Sommer brachte er in Frankfurt a. M. zu, um den „Cäcilienverein" für seinen erkrankten Freund Schelbe zusammenzuhalten und zu beleben.*) Hier war es auch, wo ihn Amors Pfeil traf: er lernte Cäcilie Jeanrenaud, die Tochter eines protestantischen Predigers, kennen und verlobte sich mit derselben. Ueber dieses wichtige Ereigniß schreibt er aus Frankfurt a. M. am 9. September 1836 seiner Mutter:

„Liebe Mutter!

„In diesem Augenblick, wo ich in mein Zimmer trete, kann ich nichts anderes thun, als an Dich schreiben, daß ich mich eben jetzt mit Cécile Jeanrenaud verlobt habe. Mir schwindelt der Kopf von dem, was ich an diesem Tage erlebt habe, es ist schon tief in der

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy von Ed. Devrient, S. 192.

Nacht, ich weiß weiter nichts zu sagen, aber ich mußte noch an Dich schreiben. Wie ist mir so reich und glücklich! Morgen, wenn es irgend möglich, schreibe ich Dir ausführlich und womöglich auch meine liebe Braut. Felix."

Cécile war von großer Schönheit und Anmuth. Sie war nicht hervorragend geistreich und witzig, aber ihre Nähe wirkte beseeligend, ihre Grazie und ihr liebenswürdiges Wesen übten auf alle Welt einen eigenartigen Zauber aus. Devrient entwirft von ihr die folgende Schilderung*): „Cäcilie war eine jener süßen weiblichen Erscheinungen, deren stiller und kindlicher Sinn, deren bloße Nähe auf Jedermann wohlthuend und beruhigend wirken mußte. Eine schlanke Gestalt, die Gesichtszüge von auffallender Schönheit und Feinheit, bei dunkelblondem Haar und blauen Augen von jenem verklärten, zauberischen Glanze, der — ebenso wie die Rosenröthe ihrer Wangen — sie als frühes Opfer des Todes kennzeichnete. Sie sprach wenig und niemals lebhaft, mit einer leisen, sanften Stimme. Shakespeares Wort: „Mein lieblich Schweigen" bezeichnete sie ebenso treffend als Coriolans Weib." Felix war über die Maßen glücklich. Alle Briefe aus seiner Bräutigamszeit athmen Freude und Seeligkeit. Ende März 1837 fand in Frankfurt a. M. die Hochzeit statt. Das junge Paar unternahm hierauf eine Hochzeitsreise nach dem oberen Rhein und Schwaben.

Im selben Jahre fand auch das Birminghamer Musikfest statt. Mendelssohn führte dabei den „Paulus" in England zum ersten Male auf und hatte mit diesem seinem Tonwerk einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen. Er erntete dort Ehren, wie er sie bisher in Deutschland nicht genossen. Hierauf kehrte er mit seiner jungen Frau nach Leipzig zurück, wo sie allenthalben aufs Herzlichste begrüßt wurden. Sein Glück wäre grenzenlos gewesen, wenn die riesige Thätigkeit ihn nicht zu sehr angestrengt hätte. So schreibt er Ende Oct. 1837 seinem Bruder Paul, daß er bei aller Anerkennung und Aufmunterung sich nach Ruhe sehne und daß das Dirigiren ihn sehr angreife. Auch hatte Felix vielfach von Kabalen Seitens der musikalischen Collegen zu leiden. Ich schließe das aus einem charakteristischen Briefe, den er an Moscheles in London aus Leipzig, 28. October 1838, richtete. Dort

*) A. a. O., S. 192 ff.

heißt es u. A.: „. . Bei Gelegenheit von Clara Novellos Concert hat sich eine Menge Rivalität und sonstiges böses Künstlerblut an den Tag gelegt, das ich lieber weder am Tage, noch in der Nacht, noch in der Welt wünschte. Ueberhaupt, wenn die guten Musiker anfangen, sich herunterzumachen, anzufeinden, heimlich zu beißen, — am liebsten möchte ich da die Musik abschwören, oder vielmehr die Musiker, ich komme mir so schuhflickermäßig vor. Und doch scheint es so Mode zu sein! Sonst dachte ich, nur bei den Stümpern; aber jetzt sehe ich, bei Allen, und nur ein ordentlicher Charakter schützt vor dem Beispiel, und ein ordentlicher Kerl, der's verachtet. Doch wird Einem aber auch das Gute wieder mehr lieb, und man freut sich doppelt über das Gegentheil, über gute Kunst und gute Künstler."

Unter den Musikern in Leipzig war Mendelssohn übrigens sehr beliebt. Für die pecuniäre Aufhilfe der Orchestermitglieder that er viel. Mit großer Mühe wirkte er ihnen eine Zulage von 500 Thalern aus. Als das städtische Orchester im Sommer 1843 eine Eingabe an den Rath zu Leipzig machte, in der es um die Vermittelung des Raths bat, um eine Gehaltserhöhung und Verbesserung der Substituten-Ordnung zu erreichen, das Gesuch aber zurückgewiesen wurde, richtete Mendelssohn ein bewegliches Schreiben an den Rath und verfocht aufs Wärmste die Angelegenheit der Musiker. „Ich halte es," schreibt er u. A., „für meine wahre, rechte Bürgerpflicht, in solcher Angelegenheit (die zwar mich nicht persönlich, aber desto mehr die Interessen der Kunst in dieser Stadt und somit die Stadt selbst betrifft) nicht unthätig zu schweigen, sondern meine gehorsamsten Wünsche und Bitten einem hochedlen Rathe gegenüber auszusprechen. . . . Den guten, weitverbreiteten musikalischen Ruf, den Leipzig in ganz Deutschland genießt, verdankt es einzig und allein diesem Orchester, dessen Mitglieder sich aufs Kümmerlichste und Traurigste behelfen müssen; jener gute Ruf ist gewiß nicht ohne materielle Vortheile für die Stadt Leipzig, der geistigen Vortheile für die Kunst zu geschweigen; sollen denn die Einzelnen, denen man so günstige Resultate schuldig ist, nach wie vor in einer ihren Leistungen und den Zeitumständen unangemessenen, in einer drückenden Lage bleiben, während das Ganze durch sie gedeiht und die Stadt selbst Ehre und Nutzen von ihnen hat?"

Große Verdienste erwarb sich Mendelssohn auch durch die

Gründung des Conservatoriums für Musik in Leipzig. Er richtete am 8. April 1840 ein Schreiben an den Herrn Kreisdirector von Falkenstein in Dresden, in dem er ihm eine Frage vorlegte, die ihm „für das Interesse der Tonkunst von der höchsten Wichtigkeit zu sein schien." Sollte es — meinte Mendelssohn — nicht möglich sein, „des Königs Majestät zu bitten, diejenige Summe, welche der verstorbene Herr Oberhofgerichtsrath Blümner für ein der Kunst oder Wissenschaft gewidmetes Institut in seinem Testament ausgesetzt hat, zur Errichtung und Erhaltung einer gründlichen Musikschule in Leipzig zu bestimmen?" Dieser sein Wunsch ging erst im Jahre 1843 in Erfüllung. Neben Conrad Schleinitz übte Mendelssohn als Lehrer und geistiger Mitleiter einen namhaften Einfluß auf die Entwickelung der Musikschule.

Friedrich Wilhelm IV. — der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, wie ihn David Friedrich Strauß nannte —, faßte den Plan, eine Schule für Musik und Darstellungskunst in Berlin zu errichten. Mendelssohn war als Director dieses Instituts in Aussicht genommen. Wie verlockend und ehrenvoll nun auch der Antrag war, so konnte er sich doch nicht entscheiden, da er die Unbestimmtheit kannte, womit der preußische Hof damals solche Dinge behandelte. Felix reiste im Mai 1841 selbst nach Berlin, überzeugte sich aber bald, daß auch die mündlichen Verhandlungen eben so wenig wie die schriftlichen zum Ziele führten. Trotzdem er ein Jahr darauf zum preußischen Generalmusikdirector ernannt wurde, so ließen doch die Berliner musikalischen Verhältnisse, die ihn anwiderten, kein Resultat zu Stande kommen; wohl aber verbitterten sie ihm einige Jahre seines Lebens. Felix Mendelssohn-Bartholdy war ein Mann, der alle Halbheiten haßte und der etwas Ganzes wollte, und so sah er bald ein, daß die halben Zustände der Berliner Musikwelt ihm auf die Dauer nicht zusagen werden. Entweder — Oder war sein Wahlspruch. Wenn er keine volle Wirksamkeit entfalten konnte, so wollte er lieber auf eine äußerlich so glänzende, innerlich aber so hohle Stellung verzichten. Sein Charakter gestattete es nicht, gleich Cornelius, Rückert und Tieck, 3000 Thaler jährlich als Ehrensold anzunehmen und zur Disposition des Hofes zu stehen, ohne etwas dafür zu leisten!

Zum Glücke lähmten diese beklagenswerthen Verhältnisse seine Schaffenskraft nicht. Auf Wunsch Friedrich Wilhelm IV. componirte

er die Musik zu „Antigone“, außerdem schrieb er in gleichem Auftrag die Musik zu „Oedipus“, „Athalia“ und, ausgenommen die Ouverture, jene zum „Sommernachtstraum“. Alle diese Melodramen sind wahre Meisterstücke ihres Genres und es ist begreiflich, daß sie die allergrößte Sensation hervorriefen.

Im Frühjahr 1842 verließ Mendelssohn Berlin und ging, nach kurzem Aufenthalt am Rhein, nach England, wo er wieder sehr gefeiert wurde. Dort wurde ihm auch die Auszeichnung, vor der Königin Victoria und dem Prinzen Albert spielen zu dürfen. Hierüber berichtet er in einem Briefe vom 19. Juli 1842 in folgender höchst anziehender Weise:*) „... Prinz Albert hatte mich auf den Sonnabend um halb zwei Uhr zu sich einladen lassen, damit ich vor meiner Abreise noch seine Orgel probieren möchte, ich fand ihn ganz allein, und wie wir mitten im Gespräch sind, kam die Königin, ebenfalls ganz allein, im Hauskleid — sie müsse in einer Stunde nach Claremont abreisen, sagte sie; „aber mein Gott, wie sieht es hier aus,“ setzte sie hinzu, indem sie sah, daß der Wind von einem großen ungebundenen Notenheft die Blätter einzeln auf das Pedal der Orgel (die einen hübschen Zimmerschmuck bildet) und in die Ecken geworfen hatte. Indem sie das sagte, kniete sie hin und fing an, die Blätter zusammenzusuchen, Prinz Albert half und ich war auch nicht faul. Darauf fing der Prinz an, mir die Register zu explicíren, und während dessen sagte sie, sie wollte es schon allein wieder in Ordnung bringen. Darauf bat ich aber, der Prinz möchte mir lieber etwas vorspielen, ich wollte damit in Deutschland recht renommiren; und da spielte er mir einen Choral auswendig mit Pedal so hübsch und rein und ohne Fehler, daß mancher Organist sich etwas daraus nehmen konnte, und die Königin, die mit ihrer Arbeit fertig geworden war, setzte sich daneben und hörte sehr vergnügt zu; darauf sollte ich spielen und fing meinen Chor aus dem Paulus: „Wie lieblich sind die Boten“ an. Noch ehe ich den ersten Vers ausgespielt hatte, fingen sie Beide an, den Chor ordentlich mitzusingen und der Prinz Albert zog mir nun so geschickt die Register zum ganzen Stück, erst eine Flöte dazu, dann beim forte voll, beim C-dur Alles, dann machte er mit den Registern

*) „Das Leben des Prinzen Albert“ von Theodor Martin.

solch ein excellentes diminuendo und so fort bis zum Ende des Stückes und das Alles auswendig, daß ich wirklich ganz entzückt davon war und mich herzlich freute. Dann kam der Erbprinz von Gotha dazu und es wurde wieder conversirt und u. A. sagte die Königin, ob ich neue Lieder componirt hätte, und sie sänge die gedruckten so gern. „Du solltest mal ihm eins vorsingen", sagte Prinz Albert. Sie ließ sich erst ein wenig bitten, dann sagte sie, sie wollte das Frühlingslied in C-dur versuchen: „Ja, wenn es noch da wäre, denn alle Noten wären schon eingepackt für Claremont." Prinz Albert ging, es zu suchen, kam aber wieder, es sei schon fortgepackt. „O, man kann's vielleicht wieder auspacken," sagte ich. „Man muß nach Lady N. N. schicken" erwiderte sie (ich verstand den Namen nicht). Da wurde geklingelt und die Bedienten liefen und kamen verlegen wieder, und dann ging die Königin selbst, und während sie fort war, sagte mir der Prinz Albert: „Sie bittet Sie auch, dies Geschenk zum Andenken anzunehmen" und gab mir ein kleines Etui mit einem schönen Ring, auf welchem V. R. 1842 gravirt steht, und dann kam die Königin wieder und sagte: „Lady N. N. ist fortgefahren und hat alle meine Sachen mitgenommen — ich finde es doch höchst unschicklich" (Du glaubst nicht, wie mich das amüsirte). Nun sagte ich, Sie möchte mich doch nicht den Zufall entgelten lassen und irgend was Anderes nehmen, und nach einigen Berathungen mit ihrem Manne, sagte der: „Sie wird Ihnen von Gluck vorsingen." Die Prinzeß von Gotha war unterdeß noch dazu gekommen, und so gingen wir fünf die Corridors und Zimmer bis zum Wohnzimmer der Königin, wo neben dem Klavier ein gewaltig dickes Schaukelpferd stand und zwei große Vogelbauer u. Bilder an den Wänden und schön gebundene Bücher auf den Tischen und Noten auf dem Klavier. Die Herzogin von Kent kam dazu, und während die sprachen, krame ich ein wenig unter den Noten und finde mein allererstes Liederheft darunter. Da bat ich nun natürlich, sie möchte lieber was daraus wählen als den Gluck und sie that es sehr freundlich, und was wählte sie? „Schöner und schöner"*), sang es allerliebst rein, streng im Tact und recht nett im Vortrag. Nur

*) Eins der Lieder, welche unter Felix' Namen von seiner Schwester Fanny Hensel erschienen sind.

wenn es nach der Prosa „Last und Müh“ nach d runter geht und harmonisch heraufkommt, gerieth sie beide Male nach dis, und weil ich's ihr beide Male angab, nahm sie das letzte Mal richtig d, wo es hätte freilich dis sein müssen. Aber bis auf dies Versehen war es wirklich allerliebst, und das letzte lange g habe ich von keiner Dilettantin besser, reiner und natürlicher gehört. Nun mußte ich bekennen, daß Fanny das Lied gemacht hatte (eigentlich kam es mir schwer an, aber Hoffahrt will Zwang leiden), und sie bitten, mir auch eines von den wirklich Meinigen zu singen. „Wenn ich ihr recht helfen wollte, thäte sie es gerne,“ sagte sie und sang: „Laß dich nur nichts dauern“ wirklich ganz fehlerlos und mit wundernettem, gefühltem Ausdruck. Ich dachte, zu viel Complimente müßte man bei solcher Gelegenheit nicht machen und dankte blos sehr vielmal; als sie aber sagte: „O, wenn ich mich nur nicht so geängstigt hätte, ich habe sonst einen recht langen Athem,“ da lobte ich sie recht tüchtig und mit dem besten Gewissen von der Welt, denn gerade die Stelle mit dem langen C am Schluß hatte sie so gut gemacht und die nächsten drei Noten auf einem Athem herangebunden, wie man es selten hört, und darum amüsirte mich's doppelt, daß sie selbst davon anfing. Hierauf sang Prinz Albert: „Es ist ein Schnitter, der heißt: Tod“ und dann sagte er, ich müßte ihnen aber noch vor der Abreise was spielen und gab mir als Themas den Choral, den er vorhin auf der Orgel gespielt hatte, und den Schnitter. Wäre es nun wie gewöhnlich gegangen, so hätte ich zum Schluß recht abscheulich phantasiren müssen, denn so geht's mir fast immer, wenn es wohl gut gehen soll, und dann hätte ich nichts als Aerger von dem ganzen Morgen mitgenommen. Aber gerade als ob ich ein recht hübsches, frohes Andenken ohne allen Verdruß davon behalten sollte, so gelang mir das Phantasieren so gut wie selten; ich war recht frisch im Zug und spielte lange und hatte selbst Freude daran; daß ich außer den beiden Themas auch noch die Lieder nahm, die die Königin gesungen hatte, versteht sich; aber es kam Alles so natürlich hinein, daß ich gern gar nicht aufgehört hätte; und sie folgten mir mit einem Verständniß und einer Aufmerksamkeit, daß mir besser dabei zu Muthe war, als jemals, wenn ich vor Zuhörern phantasierte. Nun und dann sagte sie: „Ich hoffe, Sie werden uns bald wieder in England besuchen,“ und da zog ich ab

und sah unten die schönen Chaisen mit den rothen Vorreitern warten und nach einer Viertelstunde ging die Fahne vom Palast herunter und in den Zeitungen stand: „Her Majesty left the palace at 30 Minutes past 3“ . . . Noch habe ich nachzutragen, daß ich mir die Erlaubniß ausbat, der Königin die A-moll-Symphonie zuzueignen, weil sie doch eigentlich die Veranlassung zu meiner Reise gewesen und weil der englische Name auf das schottische Stück doppelt paßt, und daß sie, als sie eben anfangen wollte, zu singen, sagte: „Aber erst muß der Papagei heraus, sonst schreit er lauter als ich singe,“ worauf Prinz Albert klingelte und der von Gotha sagte: „Ich will ihn selbst hinaustragen,“ und ich entgegnete: „Das erlauben Sie mir zu thun“, und daß ich den großen Käfig hinaustrug zu dem erstaunten Bedienten ꝛc.“ . . .

Inzwischen ließ man Mendelssohn von Berlin aus wieder neue Vorschläge zugehen: er sollte die Direction der Symphonieaufführungen des Königlichen Orchesters übernehmen. Wieder reiste er im Mai 1843 nach Berlin, ohne auch diesmal ein günstiges Ergebniß zu erzielen. Ueber seine damaligen Beziehungen zu Berlin spricht er sich in einem Briefe an Eduard Devrient*) dahin aus: „Wollen sie mich durchaus in Berlin haben, so werde ich kommen, denn das habe ich versprochen; machen sie aber meine Stellung und mein Leben dort im Geringsten schwer, so werde ich nach 6 Monaten wieder gehen und nicht zurückkehren. Daß man mir alsdann nicht Unstetigkeit vorwerfen kann, dafür bürgt mein neunjähriges Hiersein genugsam, und die Berliner schimpfen so viel und auf Alles, daß man ihnen in Deutschland keinen unbedingten Glauben schenkt.“ Trotz alledem reiste er, wie gesagt, auf den Wunsch des Königs von Preußen, zu einem vorläufig dauernden Aufenthalte nach Berlin, Anfangs December 1843. Er dirigirte, abwechselnd mit Taubert, die Symphonieaufführungen des Königlichen Orchesters, die Aufführungen des Domchors, das Oratorium: „Israel in Egypten“ von Händel in der Garnisonkirche u. s. w., aber er fühlte sich dennoch in Berlin nicht behaglich. Seine Verstimmung und nervöse Reizbarkeit wuchs von Tag zu Tage. Schließlich machte er der ewigen Qual ein Ende und verließ 1845 die preußische Hauptstadt. Er schrieb seiner

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy von E. Devrient, S. 235.

jüngsten Schwester Rebecca darüber am 10. Januar 1845, indem er u. A. sagt: „daß ich die Berliner Stelle aufgeben mußte, hat Dir Fanny geschrieben, es war mir nicht möglich, mit gutem Gewissen an der Spitze eines öffentlichen Musik-Wesens zu bleiben, das ich für schlecht halte und zu dessen Besserung die Macht nicht in mir, sondern dort allein in dem Könige liegt, der freilich an andere Sachen zu denken hat.“ Dabei verdroß es ihn, daß Titel und Orden ihm jetzt überall Entgegenkommen verschafften, wo er vor noch nicht langer Zeit Abneigung zu überwinden gehabt. Bald begannen auch andere Mißverständnisse und Mißdeutungen seines Verhaltens, so daß er es am Klügsten fand, der ganzen Berliner Herrlichkeit Valet zu sagen.

Er kehrte wieder nach Leipzig zurück. Die Berliner Verdrießlichkeiten und wohl auch die geistigen Anstrengungen der letzten Jahre hatten ihn außerordentlich angegriffen. Devrient,*) der sehr fleißig mit ihm und seiner Familie verkehrte, meldet, daß die Direction der Concerte und Alles was Geschäftliches daran hing, Mendelssohn unerträglich belästigte. Trotz alledem schuf er unentwegt weiter. Er nannte es: seine Pflicht thun. Er beschäftigte sich u. A. mit der Vollendung der Walpurgisnacht (zweite Bearbeitung), mit Elias, — zum ersten Mal auf dem Birminghamer Musikfest 1846 aufgeführt —, dem F-Moll-Quartett, den Fragmenten zum Oratorium Christus und der Oper: „Loreley.“ Am meisten erschütterte ihn der Tod seiner von ihm so zärtlich geliebten Schwester Fanny am 14. Mai 1847. Seine ganze Verzweiflung verräth der Brief, den er an seinen Schwager, den Maler Sebastian Hensel, richtete: „Wir sind glücklich mit einander gewesen, nun wird's ein ernstes, trauriges Leben. Du hast meine Schwester sehr glücklich gemacht, ihr ganzes Leben hindurch, so wie sie es verdiente. Das danke ich Dir heut und so lang' ich athme und wohl auch drüber hinaus. . . . Mir ist heut noch zu betrübt, als daß ich ordentlich schreiben könnte und doch vermag ich nicht von Frau und Kindern wegzugehen, auf die Reise zu Euch mit dem Bewußtsein, daß ich weder Hülfe noch Trost bringen kann. Hilfe und Trost — das Alles klingt ganz anders, als was ich seit gestern früh fühlen und denken kann. Das ganze Irdische sieht uns anders aus

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy von Ed. Devrient, S. 264.

und wir wollen versuchen zu lernen uns einzuschränken, aber bis wir's gelernt haben, ist wohl auch unser Leben vergangen." Felix wurde immer niedergeschlagener, fast menschenscheu, er sah alt, blaß und abgespannt aus und sein elastischer Gang wurde schleppend und langsam. Er entsagte der Leitung der Gewandhausconcerte und gab die Direction der Eliasaufführung in Berlin, welche für den 3. Nov. 1847 geplant war, auf. Am 9. Oct. 1847 erlitt er den ersten Nervenschlag am Clavier im Hause der Frau Frege, die ihm soeben das letzte von ihm zusammengestellte Heft seiner Lieder vorgesungen hatte und bei dem Nachtlied hielt mit Eichendorffs Worten:

Vergangen ist der lichte Tag,
Von Ferne kommt der Glocken Schlag,
So reist die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.

Der Schlaganfall wiederholte sich am 28. October, von dem er sich nicht mehr erholen sollte. Am 4. Nov. 1847 hatte er ausgerungen. Sein Tod wurde in den weitesten Kreisen Deutschlands und der gesammten gebildeten Welt aufs Tiefste beklagt. Sein Neffe S. Hensel*) und Eduard Devrient**) haben uns ein anschauliches Bild von der großartigen Leichenfeier entworfen, die zu Ehren des großen Todten veranstaltet wurde. In Leipzig war die Theilnahme der ganzen Bevölkerung eine außerordentliche. Nicht als ob ein Fremder gestorben sei, sondern als ob es sich um einen nahen, lieben Verwandten handle, so trauerte ein Jeder. Am Nachmittag des 7. November sammelte sich der ungeheure Trauerzug vor dem Hause und setzte sich in Bewegung. Der Sarg mit schwarzer, reich in Silber gestickter Sammetdecke war mit den in Leipzig gebräuchlichen Liebesgaben der Befreundeten, mit einem Walde von riesigen Palmzweigen, besteckt, die wallend und wehend den Sarkophag zu einer Friedensinsel in dem Menschengewühle machten. Denn alle Straßen und Plätze waren erfüllt von Menschen, alle Fenster besetzt auf dem langen Umwege, den der Zug durch die Stadt und dem Gewandhause — der Stätte von Mendelssohns Wirken — vorüber nahm. Voran zogen die Musiker,

*) Die Familie Mendelssohn von S. Hensel, S. 381 ff.

**) Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy von E. Devrient, S. 287 ff.

ein von Moscheles eilig instrumentirtes Lied ohne Worte Mendelssohns blasend, sechs Geistliche im Ornat schritten hinter dem Sarkophage, dann die Verwandten, die Vorstände der musikalischen Corporationen und schließlich seine Freunde, denen sich im Laufe des Tages noch Viele angeschlossen hatten. In der Kirche empfing die Orgel den Zug mit der Musik aus „Antigone", welche die Leiche des Hämon begleitet. Der schneidende Triller erinnerte Devrient daran, daß Mendelssohn ihm einst als Knabe erzählte: Er sei einem Militairleichenzug begegnet und die Musik habe an einer Stelle mit einem hohen Triller eingesetzt, der ihm ein schneidender Ausdruck des Schmerzes geschienen. So hatte er ihn, lange Jahre darnach, in „Antigone" verwendet, so war er auf seinem letzten Gange der Ausdruck des schneidenden Schmerzes geworden. Während des Chorals: „Jesus meine Zuversicht" wurde der Sarg am hohen Chor auf eine Erhöhung gestellt, sechs große Candelaber daneben; die erleuchtete Kirche zeigte im Hintergrunde, von der Orgel herniedergesenkt, das dicht mit Musikern und Sängern besetzte Orchester. Chöre aus „Paulus," die Rede des Predigers Howard, endlich der Schlußchor aus Bach's Passion: „Wir setzen uns mit Thränen nieder u. s. w. Ruhe, sanfte Ruhe!" gaben der Trauerfeier die Weihe. Als die Kirche sich fast geleert hatte, wurde noch eine weibliche Gestalt in tiefer Trauertracht zum Sarge geführt; sie sank an ihm nieder und lag lange im Gebet. Es war Cäcilie, die von Felix' Hülle den letzten Abschied nahm. Sie wußte, daß sie ihn nicht lange überleben werde. Die Leiche wurde nach Berlin übergeführt. In Köthen empfing sie der dortige Gesangverein, in Dessau ließ es sich der greise Friedrich Schneider nicht nehmen, durch ein Abschiedslied das Andenken des Verstorbenen zu feiern. Er liegt auf dem Dreifaltigkeitskirchhof zu Berlin neben seiner Schwester Fanny bestattet.

* * *

Ich habe auf Grund der einschlägigen Literatur und der Mittheilungen der Freunde Felix Mendelssohn-Bartholdys das Leben und Schaffen des großen Künstlers geschildert. Zur Ergänzung des Charakterbildes desselben mögen hier noch einige Einzelheiten mitgetheilt werden. Einer seiner intimsten Freunde, John Horsley*),

*) A Dictionary of Music and Musicians, herausgegeben von A. Grove und Die Familie Mendelssohn, von S. Hensel, S. 382 ff.

sagt von ihm u. A.: Felix Mendelssohn war klein und schlank gebaut, von geschmeidiger Gestalt und sehr behend. Sein Aussehen war brünett von entschieden jüdischem Typus, das Gesicht ungewöhnlich beweglich und von ewig wechselndem Ausdruck. Voll von Heiterkeit und Leben war sein Gesicht, namentlich wenn er erregt war, und von einem unverkennbaren genialen Zug. Er hatte einen frischen Teint mit ziemlich viel Farbe, schwarzes, dichtes, aber sehr feines Haar, welches er in natürlichen Wellen von der hohen, sehr entwickelten Stirne zurückgekämmt trug. Gegen das Ende seines Lebens war das Haar stark mit Grau gemischt und er fing an kahl zu werden. Der Backenbart war sehr dunkel, Kinn und Oberlippe glatt rasirt und bläulich von der Stärke des Bartes. Der Mund war ungewöhnlich fein und ausdrucksvoll, meist mit einem freundlichen Lächeln in den Mundwinkeln. Er hatte schöne, weiße, regelmäßige Zähne, aber das Frappanteste in seinem Gesicht waren die großen, dunkelbraunen Augen. In der Ruhe senkte er oft die Augenlider wegen seiner Kurzsichtigkeit; aber sobald seine Augen sich belebten, gaben sie dem Gesicht außerordentlich viel Feuer und hatten einen selten schönen Ausdruck. Wenn er improvisirte oder sonst stark erregt war, erweiterten sie sich, die braune Iris bekam dann einen dunklen, fast schwarzen Glanz. Er lachte oft und herzlich und hatte einen sehr entwickelten Sinn für alles Komische; wenn ihn etwas besonders belustigte, konnte er sich förmlich vor Lachen krümmen und schüttelte dann seine Hand im Gelenk in einer eigenthümlichen Weise, um seiner Lustigkeit Nachdruck zu geben. Bei lebhafter Zustimmung nickte er heftig mit dem Kopf, so daß ihm das Haar ins Gesicht fiel. Ueberhaupt war sein Körper fast ebenso ausdrucksvoll wie sein Gesicht. Die Hände waren klein, mit spitzen Fingern. Auf den Tasten erschienen sie fast wie selbstständige und intelligente Wesen, voll Leben und Gefühl. Sein Benehmen beim Klavierspiel war ebenso frei von Affectation wie alles Andere was er that und war sehr fesselnd. Zu Zeiten, besonders an der Orgel, beugte er sich stark über die Tasten, als lauschte er auf die Melodien, die unter seinen Fingern entstanden; mitunter wiegte er sich hin und her, aber gewöhnlich war sein ganzer Vortrag ruhig und gesammelt. Aeußerst interessant war er als Dirigent, gefürchtet, aber noch viel mehr geliebt. Sein feines Ohr ermöglichte ihm, nicht nur

die Instrumentalgattung, sondern den einzelnen Spieler herauszuhören, der einen Fehler gemacht hatte, und so streng sein Tadel sein konnte, wenn, was allerdings nicht oft vorkam, Lässigkeit oder gar böser Wille vorhanden war, so ermunternd und erfreuend war sein gern gespendetes Lob bei gutem Gelingen; die Freude war ihm dann auf dem Gesicht zu lesen.

Nicht weniger bemerkenswerth als sein Gesicht war sein Wesen. Die, welche es kannten, schildern es als besonders gewinnend, ja einschmeichelnd gegen Menschen, die er liebte. Aber auch außerhalb dieses engsten Kreises war er sehr einnehmend, und so hingebend er von den Seinigen geliebt wurde, so hat es gewiß nicht viele Menschen gegeben, die nach außerhalb weniger Feinde hatten als er. Die große Bewunderung, welche zwei so verschieden geartete Menschen wie Schumann und Berlioz, die ihn beide genau kannten, für ihn äußerten, zeigt uns, was für eine Basis von wahrer Güte seiner Liebenswürdigkeit zu Grunde lag. „Seine Sanftheit und Weichheit," sagt einer seiner englischen Freunde, „hatten keine der schlechten Seiten, die sich oft bei diesen Eigenschaften finden, nichts weibisches oder krankhaftes. Es war eine Menge Mannhaftigkeit in seinen kleinen Körper gepackt." In der That konnte er, wenn es nothwendig war, sehr zornig werden. Niedrigkeit oder Betrug oder unwürdiges Benehmen irgend einer Art reizten seinen Zorn augenblicklich. Er konnte dann plötzlich Feuer fangen und sich auf dem Absatz herum drehen, in einer durchaus nicht mißzuverstehenden Weise: überraschend genug für Solche, die nur seine sanfteren Seiten kannten. Gegen Gedankenlosigkeit, Nachlässigkeit oder Bornirtheit war er sehr intolerant, und in solcher Art gereizt, sagte er Dinge, deren Stachel noch lange nachher fühlbar gewesen sein muß und welche er selbst bald bereute. Aber das waren seltene Fälle; in der Regel erwarb ihm der Zauber seiner Persönlichkeit Freunde und sicherte ihm deren Beständigkeit. Und für Menschen, die er wirklich liebte, konnte es kaum einen besseren Freund geben. Die veröffentlichten Briefe an Weber, Klingemann, Schubring, Hiller, Moscheles u. A. zeigen eine wahre und warme Zuneigung, wie man sie selten trifft, welche ihn aber nie verleitet, in einem ihm wichtig erscheinenden Punkte seine eigene persönliche Meinung fallen zu lassen. Immer war er bereit, Talent und Fleiß zu ermuthigen, und die Fälle

von Taubert, Eckert, Gade, Joachim, Rietz, Hiller u. A. zeigen, wie eifrig bemüht er war, die besten Interessen Derer zu fördern, welche er solcher Förderung für würdig hielt. Aber es waren nicht bloß Genossen seiner Kunst, denen seine Hilfeleistung sicher war; Stand und Lebensstellung spielte hierbei keine Rolle für ihn. Für einen einfachen schweizer Gebirgsführer verwandte er sich ebenso lebhaft, und gute Dienstboten und tüchtige Handwerker waren seiner thätigen Hilfe gleichfalls stets sicher; seine Beliebtheit bei s. g. „kleinen Leuten" war deshalb eine außerordentliche. Wie S. Hensel, sein Neffe, erzählt, hingen auch die Kinder seiner Familie an ihm; für sie war es ein Fest, wenn er in ihrer Mitte erschien und trotz aufreibender Arbeiten immer Zeit hatte, wenn irgend ein, noch so anspruchsvoller, kindischer Wunsch zu erfüllen war.

Sicherlich gehörte Felix Mendelssohn-Bartholdy zu den Lieblingen der Musen, zu den Glücklichen dieser Welt. Ihn hatte der Himmel mit allen seinen Gaben verschwenderisch ausgestattet. In Reichthum aufgewachsen, von ihn zärtlich liebenden Eltern und Geschwistern umgeben, an der Seite einer bildschönen, schwärmerisch geliebten Frau, blieben ihm die quälenden Sorgen des Lebens unbekannt, und die Berliner Jahre abgerechnet, wo er manche Bitternisse durchzukosten und manche Enttäuschungen durchzumachen hatte, glich sein Leben dem ewig blauen, sonnigen Himmel Italiens. Er war ein Sonntagskind, der sein Leben durchaus harmonisch gestalten konnte. Er wandelte die lichten Höhen sorglos dahin und die finsteren Mächte, welche unser Leben umgarnen, verschonten ihn fast allezeit. Sehr richtig bezeichnet ihn Schumann als den Mozart des neunzehnten Jahrhunderts, als den hellsten Musiker, der die Widersprüche der Zeit am klarsten durchschaut und sie zuerst versöhnt habe. Als eine solche Lichtgestalt wandelte er unter uns, überall Licht und Glück bringend, wo er nur erschien und wo nur sein Genius waltete. So war er ein Liebling des Volkes wie der Fürsten, doch hatte er seine künstlerische Sonnenlaufbahn noch nicht ganz abgeschlossen, als der unerbittliche Würger Tod ihm in den Weg trat. Auf seinen lauteren Charakter, seine reine Seele paßt das Wort des Dichters: „Wenn er der Glückliche ist, kannst Du der Selige sein."

Ueber die Bedeutung Mendelssohn-Bartholdy's als Musiker kann

nichts Neues mehr gesagt werden. „Er ist groß", urtheilt La Mara*) „wenn er mit der ätherischen Sprache der Geister, mit der lockenden Stimme der Natur zu uns redet, wenn er uns aus Luft und Duft gewobene Traumbilder vor die Seele zaubert. Aber er ist groß auch auf einem anderen höheren und höchsten Gebiete seiner Kunst, da, wo es der Verherrlichung seines Glaubens gilt. Hier enthüllt sich die ganze Größe und Erhabenheit, die Religiosität und Tiefe seines Herzens. War es dort vor Allem Carl Maria von Weber, dessen wahlverwandter Genius ihm in mehr als einer Beziehung zum Leitstern diente, so griff er auf dem Gebiet der kirchlichen Kunst vielmehr zurück zu den Meisterwerken des vergangenen Jahrhunderts und suchte sich in Händel und Bach die Vorbilder seines Schaffens. Den von ihnen betretenen Weg verfolgend und gleichzeitig an die Errungenschaften eines Haydn, Mozart, Beethoven anknüpfend, gelang es ihm, einen neuen Ausdruck zu finden für das moderne religiös-musikalische Bedürfniß insbesondere und den Geist der Vergangenheit zu verschmelzen mit dem Geiste der Gegenwart".

Und dieses religiöse Gefühl ist sicherlich eine Erbschaft seines Großvaters Moses Mendelssohn; während aber dieser, dem Glauben seiner Väter treu, an dem Alten Testament festhielt, hat sein Enkel, ein Sohn des neunzehnten Jahrhunderts, das Alte Testament mit dem Neuen Testament, den alten und den neuen Geist mit einander versöhnt und zwischen dem Orient und dem Occident eine Brücke geschlagen. So war er ein Apostel der ewigen Schönheit und des Friedens in der Musik, so schuf er Werke der Liebe, die seinen Namen unsterblich gemacht haben. „Einen Text, der mich nicht in Feuer setzt," schreibt er an Devrient, „componire ich nun einmal nicht." Ja, aus dem Herzen mußte ihm seine Musik kommen und deshalb dringt sie uns auch zum Herzen, deshalb ergreift sie so mächtig unser Gemüth und erfüllt es mit der Weihe der Glaubenskraft und der Gefühlsinnigkeit. Ohne Moses Mendelssohn's Vorbild hätte es schwerlich einen Felix Mendelssohn-Bartholdy gegeben.

* * *

Nicht so berühmt wie ihr genialer Bruder, aber nicht minder hochbegabt war Fanny Mendelssohn, die seit ihrer Verheirathung

*) La Mara, Musikalische Charakterköpfe. Bd. 1, S. 134.

mit dem Maler Wilhelm Hensel den Namen Fanny Hensel führte. Sie war die älteste Tochter Abraham Mendelssohn-Bartholdy's und wurde geboren am 14. Nov. 1805. Die im Anzeigebrief des Vaters an seine Schwiegermutter Salomon gemachte scherzhafte Aeußerung: „Lea findet, das Kind habe Bach'sche Fugenfinger", bewährte sich an ihr auf's Beste. Abraham ließ ihr eine sehr strenge Erziehung zu Theil werden. In seinem Einsegnungsbriefe an Fanny heißt es u. A.: „Vor einigen tausend Jahren war die jüdische Form die herrschende, dann die heidnische, jetzt die christliche. Wir, Deine Mutter und ich, sind von unseren Eltern im Judenthum geboren und erzogen worden und haben, ohne diese Form verändern zu müssen, dem Gott in uns und unserem Gewissen zu folgen gewußt. Wir haben Euch, Dich und Deine Geschwister, im Christenthum erzogen, weil es die Glaubensform der meisten gesitteten Menschen ist und nichts enthält, was Euch vom Guten ableitet, vielmehr Manches, was Euch zur Liebe, zum Gehorsam, zur Duldung und zur Resignation hinweist, sei es auch nur im Beispiel des Urhebers, von so Wenigen erkannt und noch Wenigeren befolgt. Du hast durch Ablegung Deines Glaubensbekenntnisses erfüllt, was die Gesellschaft von Dir fordert, und heißest Christin. Jetzt aber sei, was Deine Menschenpflicht von Dir fordert, sei wahr, treu, gut, Deiner Mutter, und ich darf wohl auch fordern, Deinem Vater bis in den Tod gehorsam und ergeben, unausgesetzt aufmerksam auf die Stimme Deines Gewissens, das sich betäuben, aber nicht berücken läßt, und so wirst Du Dir das höchste Glück erwerben, das Dir auf Erden zu Theil werden kann: Einigkeit und Zufriedenheit mit Dir selbst."

Gleich ihrem Bruder Felix genoß sie eine ausgezeichnete musikalische Ausbildung unter Zelter und Berger und componirte schon frühzeitig Mehreres, welches Anfangs unter ihres Bruders und später ihres Gatten Namen und erst kurz vor ihrem Tode, in Heften gesammelt, unter ihrem eigenen Namen erschien. Bereits in den ersten Liederheften Opus 8 und 9 hatte Felix 6 Lieder von ihr unter seinem Namen herausgegeben: Nr. 2, 3 und 12 in Opus 8: „Heimweh", „Italien", „Suleika und Hatem", und Nr. 7, 10 und 12 in Opus 9: „Sehnsucht", „Verlust" und die „Nonne". Anfangs 1837 übergab sie dem Musikalienhändler Schlesinger in Leipzig ein Lied, welches in einem

Album von diesem veröffentlicht wurde. Dasselbe gefiel sehr.*) Der Erfolg, den ihre Sachen erzielten, ermuthigte sie, auch eine größere Arbeit, ein Trio für Clavier, Violine und Violoncell, zu componiren; dasselbe wurde am 11. April 1847, am Geburtstage ihrer Schwester Rebecca, aufgeführt und gleichfalls beifällig aufgenommen.

Am 3. October 1829 vermählte sie sich mit dem bedeutenden Historienmaler Wilhelm Hensel, geboren am 6. Juli 1794 in Trebbin, † 26. November 1861 in Berlin. Sein Hauptwerk ist „Christus vor Pilatus" in der Berliner Garnisonkirche. Unter seinen Portraits ist das seines Schwagers Felix Mendelssohn-Bartholdy — gestochen von Caspar — das bekannteste. Auch als Lyriker und Lustspieldichter hat er sich einen guten Namen gemacht. Zu ihrer Hochzeit hatte Fanny ein Orgelstück componirt, welches in der Kirche vor der Trauung gespielt wurde.

Das Hensel'sche Haus gelangte in Berlin bald zu einer großen Berühmtheit, indem es der Sammelpunkt der Elite der Geistesaristokratie wurde; dort verkehrten u. A.**) Goethe, Humboldt, Carl Maria von Weber, Paganini, Liszt, Gounod, Hiller, Clara Schumann, Kaulbach, Cornelius, Seydelmann, die Rachel, Heine, Körner, Bettina von Arnim, Thorwaldsen und Rauch. Fanny führte in Berlin die Sonntagsmusiken ein. Ihre nächsten Freunde versammelten sich nämlich am Sonntag Vormittag bei ihr und es wurden dort wohlvorbereitete Aufführungen mit Chor und Sologesang, auch Trio und Streichquartett, von den besten künstlerischen Kräften Berlins veranstaltet. Viele gute Musikstücke wurden durch sie zuerst in Berlin bekannt. Ueber eine solche Aufführung aus dem Jahre 1834 schreibt sie: „Ich habe im vorigen Monat (Juni) eine wunderschöne Fête gegeben: Iphigenie auf Tauris, von der Decker, Bader und Mantius gesungen. Es war wirklich etwas so vollkommenes, wie man nicht leicht wieder hören wird, besonders Bader war hinreißend, aber alle drei trieben sich einander so, und die drei schönen Stimmen bildeten einen Strom von Klang, der mir unvergeßlich bleiben wird. Auch alles Andere ging sehr gut und erfreulich. Es waren gerade 100 Personen hier; u. A. Bunsen, dem es eigentlich galt, mehrere Engländer, Lady Davy; Rad-

*) Die Familie Mendelssohn. Von S. Hensel, B. 1., S. 34 ff.

**) A. a. O. S., B. 1., S. 284.

zwills hatten sich gemeldet, konnten aber dann nicht kommen ꝛc. Alles aber sehr schön und gelungen, noch schöner wie Orpheus im vorigen Jahre. Den Sonntag darauf hatte ich Musik mit ganzem Orchester aus der Königsstadt und ließ meine Ouvertüre spielen, die sich sehr gut ausnahm."

Ihr Sohn, S. Hensel, der nach Briefen und Tagebüchern die Mendelssohn'sche Familie schilderte, entwirft von seiner Mutter folgendes Portrait: „Sie war klein von Gestalt und hatte — ein Erbtheil von Moses Mendelssohn — eine schiefe Schulter, was aber wenig zu sehen war. Das Schönste an ihr waren die großen, dunklen, sehr ausdrucksvollen Augen, denen man die Kurzsichtigkeit nicht ansah. Nase und Mund waren ziemlich stark, sie hatte schöne weiße Zähne. Der Hand sah man die Ausarbeitung durch's Klavierspiel an. Sie war schnell und bedicirt in ihren Bewegungen, das Gesicht war sehr lebendig, alle Stimmungen spiegelten sich auf demselben treu wieder. Verstellung war ihr unmöglich. Es merkte daher jeder sehr bald, wie er mit ihr stand: denn so sicher sich die Freude über einen lieben, gern gesehenen Menschen sofort zeigte, so unheildrohend lagerten sich gewisse Falten um Stirn und Mundwinkel, wenn eine ihr unsympathische Erscheinung sie verstimmte. Wenige können sich so intensiv über alles Schöne freuen, wie sie es konnte. Ebenso intensiv allerdings war ihr Aerger über alles Häßliche, ihr Zorn über alles Schlechte. Materielle Genüsse waren ihr ziemlich gleichgültig, gut Essen und Trinken, Bequemlichkeiten, Toilette, Luxus aller Art, waren nicht zu ihrem Leben nothwendig, wohl aber Umgang mit gebildeten, klugen Menschen, im kleinen Kreis und Kunstgenusse. Ihr Freiheitssinn wurzelte tief in ihrer Natur, gegen den Adel und alle Prätensionen der Geburt und des Geldbeutels verhielt sie sich sehr zurückhaltend. Besuche und alle sogenannten „geselligen Pflichten" waren ihr sehr lästig und sie entzog sich denselben soviel als möglich. Aber sie war die treueste und unerschütterlichste Freundin aller Derer, die sie für Werth erachtet hatte, dem näheren Umgang anzugehören und solchen gegenüber zu jedem Opfer fähig.

Die schriftstellerische Begabung hatte sie von ihrem Großvater geerbt. Ihre Briefe und Tagebücher enthalten eine große Fülle der witzigsten und zutreffendsten Bemerkungen und zeugen von scharfer Beobachtungsgabe. Mögen hier einige Aussprüche Fanny Hensels ihren

Platz finden. Ueber Heinrich Heine schreibt sie: „Heine ist hier und gefällt mir gar nicht: er ziert sich: wenn er sich gehen ließe, müßte er der liebenswürdigste ungezogene Mensch sein, der je über die Schnur hieb; wenn er sich in Ernst zusammennähme, würde ihn der Ernst auch wohl anstehen, denn er hat ihn, aber er ziert sich sentimental, er ziert sich geziert, spricht ewig von sich und sieht dabei die Menschen an, ob sie ihn ansehen. Sind Ihnen aber Heines Reisebilder aus Italien vorgekommen? Darin sind wieder prächtige Sachen. Wenn man ihn auch 10 Mal verachten möchte, so zwingt er einen doch zum 11. Male zu bekennen, er sei ein Dichter, ein Dichter! Wie klingen ihm die Worte, wie spricht ihn die Natur an, wie es nur den Dichter thut."

„Walesrode behauptet in einer neuen Schrift, die Spree sei das Sinnbild eines ruhigen, besonnenen Fortschritts, darüber habe ich drei Stunden lang gelacht. Der Minister hat wieder eine Verfügung über Universitäten von sich gegeben, die sich seinen übrigen Meisterstücken anreiht ... Ueberhaupt giebt's im öffentlichen Leben wenig Erfreuliches. Ungeheure Actienschwindelwuth für Eisenbahnen, namenlose Noth der schlesischen Weber, der jetzt auf alle Weise zu steuern versucht wird, Versuche zu einem lebendigeren, gemeinsamen Verkehr auf allen deutschen Universitäten mit Carcer und Consilium bestraft, täglich Verbote ꝛc."

Daß der am 14. Mai 1847 erfolgte Tod dieser seiner Lieblings-Schwester Felix auf's Tiefste erschütterte und wohl auch mit die Ursache seines im selben Jahre erfolgten Ablebens war, habe ich bereits oben erwähnt.

S. Hensel, ihr Sohn, lebt als Director der Berliner Baubank in Berlin. Die Tochter des letzteren, die nach ihrer Großmutter gleichfalls Fanny heißt, ist mit dem talentvollen Bildhauer Bernhard Römer, dessen farbige Terracotta-Büsten sehr gesucht sind, verheirathet. Derselbe hat kürzlich den dritten Preis für den Entwurf des Lutherdenkmals in Berlin erhalten.

Mit Fanny Hensel und Felix Mendelssohn-Bartholdy starb das musikalische Element der Familie Mendelssohn aus. Keiner von den Nachkommen des Berliner Weltweisen hat in dem Maaße durch den Zauberklang seiner Melodien das Herz des deutschen Volkes fürder ergriffen.

XV.

Die zwei Maler-Enkel Mendelssohns.

(Philipp und Jonas Veit.)

Während die Kinder Abrahams Lieblinge Frau Musikas waren, ragten diejenigen Dorothea's, Philipp und Jonas Veit, durch ihr malerisches Talent hervor, so daß die Enkel Moses Mendelssohns den Namen ihres Ahnen auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst zu einem gefeierten gestalteten.

Der berühmtere der beiden Brüder ist der jüngere, Philipp Veit, der hervorragende Historienmaler. Er wurde bereits nach dem Tode seines Großvaters, am 13. Februar 1793, in Berlin geboren. Als Dorothea sich von ihrem Manne trennte und mit Friedrich Schlegel zusammen lebte und reiste, nahm sie auch ihren Sohn Philipp überall mit. Seine Jugend verbrachte er in Paris mit seinem Stiefvater und studierte dann bis 1811 bei Friedrich Matthäi in Dresden. Wie freigeistig Dorothea auch in Bezug auf Sittlichkeit dachte, so hielt sie doch darauf, daß ihre Kinder eine streng moralische Erziehung genossen. Sie mahnt — Köln, 31. Juli 1806 — ihren dreizehnjährigen Philipp zur strengsten Tugend. Daß diese Lehren auf keinen unfruchtbaren Boden fielen, hat sich bald gezeigt. Im Jahre 1813 folgte er gemeinsam mit dem Dichter Eichendorff dem Aufruf zu den Freiheitskämpfen und schloß sich in Breslau dem Lützow'schen Corps an. Während des allgemeinen Waffenstillstandes trat er zu den reitenden Jägern des Brandenburg'schen Kürassierregiments über, erwarb sich in den Kämpfen um Wachau das Offizierspatent und zog mit dem siegreichen Heere nach Paris. Nach diesem Erfolge eilte er über Neuhausen, wo er seinen Freund und Waffengefährten Fouqué besuchte, nach Berlin und

dann nach Wien zu den friedlichen Werken der Kunst.*) Daß Philipp Veit nicht nur ein ausgezeichneter Maler, sondern auch ein begabter Dichter war, erhellt aus seinen während der Befreiungskriege erschienenen zahlreichen Gedichten, Sinnsprüchen ꝛc.

Im August 1815 trat er seine Reise nach Rom an und eröffnete durch seine Fresken in der Casa Bartholdy die Reihe seiner Meisterwerke, welche er in den folgenden 15 Jahren in der ewigen Stadt vollendete. Interessant ist ein Urtheil seines Cousins Felix Mendelssohn-Bartholdy aus jener Zeit über ihn. Er schreibt an seine Schwester Fanny: „Wollte, Du könntest mein Leben hier einmal mit ansehen und mitleben, denn es wird noch lieber durch Philipp Veit, der einer der prächtigsten Menschen ist, die ich kennen gelernt habe, von einer Liebenswürdigkeit, Milde und doch Lebhaftigkeit, daß es eine Freude ist, und ein großer Maler zugleich.“**) Man kann sich die Befriedigung der Mutter über die künstlerischen Erfolge ihres Sohnes denken. Sie schreibt ihm u. A. am 21. November 1816: „Die Nachrichten von deinen Arbeiten erfüllen mich mit großer Freude; ich lebe der freudigen Hoffnung, euer löbliches, Gott ehrendes Bestreben wird auch gelingen.“ In ihren Briefen an ihren Sohn giebt Dorothea leider wiederholt ihren fanatischen Haß gegen — Goethe kund, weil dieser nicht katholisirte, wie sie, ja sogar über das Christenthum ketzerisch dachte. Sie schreibt an Philipp am 3. Juli 1816 über eine Schrift Goethes: „Eine Stelle ist darin über das Christenthum, als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare, kecke Geständniß seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Schreibart so über alle Maaßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sehe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr sich im Koth zu wälzen ... Zum Theil kommt mir das Ganze armuthselig und geistesarm vor, zum Theil ist mir aber durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse, die auf einmal und ganz unvermuthet zum Vorschein kommt wie der Pferdefuß des in einen Menschen verkappten Teufels, auch das Uebrige, was er allenfalls Hübsches haben mag, in Asche und Graus verwandelt, wie die be-

*) Dorothea von Schlegel von Dr. J. M. Raich. Bd. 1., S. IX.

**) Die Familie Mendelssohn von S. Hensel. Bd. 1., S. 307.

kannten Zauberstückchen Faust's, wenn die Täuschung durch ein Wort oder einen Zufall gestört ist. Das Ganze ist Lug und Trug!"*) O sancta simplicitas! Wahrhaft komisch klingt heutzutage das beschränkte und gehässige Urtheil, welches Dorothea in einem anderen Briefe (30. November 1816) über Goethe's Faust abgiebt. Sie schreibt an Philipp: „Bei Werner habe ich die Blätter zum „Faust" von Cornelius gesehen, die mir einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, vorzüglich das im Kerker und das zu Pferde am Rabenstein. Dabei konnte ich mir aber nicht verbergen, daß dieser Faust kein glücklicher Gegenstand für eine so würdige, meisterhafte Darstellung ist. Erstlich kann das Werk keine allgemeine Theilnahme erregen, wegen der großen Subjectivität des Gedichts (ich rede jetzt nur von Deutschland, denn für das Ausland ist der ganze Gegenstand ja vollkommen unverständlich und uninteressant**) und ferner fühlte ich ein unbeschreiblich unruhiges, trost- und lichtloses Unbehagen bei dem Anschauen dieser Bilder." O, ihr ewigen Götter!

Neben seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Frescomalerei beschäftigte Philipp auch das Oelbild, worin er neben Overbeck ganz Hervorragendes leistete. Besonders genial ist die Schöpfung: Madonna in St. Trinità an der spanischen Treppe zu Rom. Die Jungfrau wird von der dunkel in der Tiefe liegenden Erde, die rechts und links an aufsteigenden Bergen, im Hintergrunde am Meere sich erkennen läßt, und von welcher die Bewegung aufwärts in dem aus den Fluthen heraufkommenden Monde angedeutet wird, zu Glorie des Himmels erhoben, deren Goldglanz den wirkungsvollen Hintergrund der zarten Gestalt bildet. Sie wird von Wolken getragen. Leise neigt sie das Haupt, als ob es nicht würdig wäre, die von zwei Engeln schwebend über ihr gehaltene Krone zu tragen. Ihre Reinheit wird durch die Lilie angedeutet, welche der eine Engel in der Hand hält. Um ihr von dunkelblondem Haar umrahmtes Haupt legt sich ein gestirnter Glorienschein. Ueber den Engeln schweben zwei Cherubim, sodaß die Composition im Gegensatz zu manchen im Bauwerk übertreibenden Darstellungen dieses Gegenstandes sich durch eine außerordentliche Ein-

*) Dorothea von Schlegel von Dr. J. M. Raich. B. 2., S. 358.

**) Was hätte Dorothea gesagt, wenn sie Gounod's „Margarethe" erlebt hätte!

fachheit auszeichnet. Die ganz jugendlich, ja kindlich aufgefaßte Madonna zeigt den ergebungsvollen, jeder Energie entsagenden Zug, der Ph. Veit so gut gelang. Wie auch sonst bei Veit, zeigt das Bild einen entschieden höheren Sinn für coloristische Wirkung, als er sonst in dieser Richtung üblich war.*) In Rom entstand noch ein anderes, jetzt im Ostchor des Domes zu Naumburg befindliche Bild: „Gebet auf dem Oelberg." In nächtlichem Dunkel schlafen vorne die drei Jünger; dem knieenden Christus reicht ein Engel in der Glorie den Kelch.

In Rom war es auch, wo Philipp in die Tochter seines Hausherrn, Caroline Pulini, sich verliebte und dieselbe am 15. August 1820 als seine Gattin heimführte.

Wie lieb und theuer ihm aber auch Rom geworden war, so folgte er doch am 11. September 1830 der Einladung, welche ihn als Director des Städel'schen Kunstinstituts nach Frankfurt a. M. berief. Er nahm diesen Antrag hauptsächlich deshalb an, weil er ihm außer der Rückkehr in die deutsche Heimath auch eine einflußreiche Wirkung versprach. Seine Mutter, die seit dem 14. September 1830 Wittwe geworden war, begab sich zu ihrem Sohn nach Frankfurt a. M., um an seiner Seite ihr Leben zu beschließen. Sie starb dort am 3. August 1839. In Frankfurt a. M. schuf er in erster Linie Oelbilder. So malte er für die Kirche zu Bensheim in der Bergstraße den heiligen Georg. Im dunklen Vordergrunde steht, in strahlende Rüstung mit Panzerhemd bekleidet, der ritterliche Heilige und tritt mit dem aufgestützten rechten Fuße auf den besiegten Drachen. In dem helleren Mittelgrunde kniet rechts die betende Prinzessin vor der Felsenhöhle. Den Hintergrund bilden das dunkle Meer, Himmel und lichte Wolken. Der von dem Heiligenschein umstrahlte Kopf macht mit seinem langen Haar und dem Blick voll Milde einen weiblichen Eindruck, und muß man es sich recht deutlich ins Gedächtniß zurückrufen, daß ein Heiliger dasteht, um zu begreifen, daß dieser Mann den Drachen hat besiegen können. Hier wäre, sagt sein Biograph mit Recht, größere Energie am Platze gewesen — aber hier ist zugleich der Künstler an der Grenze

*) Vergl. Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts von Dr. Robert Dohme, Leipzig, Seemann, Lieferung 11 und 12, S. 144 ff.

seines Könnens. Das Streben nach Farbenwirkung zeigt sich auch auf diesem Bilde wieder sehr deutlich in dem Betonen des Metallglanzes der Rüstung sowie in dem warmen Tone, besonders des Gesichtes und des Oberkörpers. In dieser Periode entstanden noch folgende Bilder: „Die beiden Marien am Grabe Christi", für den König Friedrich Wilhelm IV. — jetzt in der Berliner Nationalgallerie —, die Portraits der Frau von Bernus und der Frau Brentano. Neben dem Streben nach farbenreicher Wirkung zeichnen sich alle diese Bilder durch feine Detaillirung aus.

Daneben war Ph. Veit bemüht, das Frescobild in seiner neuen Heimath einzuführen. Er schuf zunächst im Hause des Städel'schen Instituts vier Deckenbilder, deren Stoff die römische Sagengeschichte lieferte: Dädalus, welcher dem Ikarus die Flügel anheftet; Penelope, welcher, während sie mit ihren Dienerinnen beim Weben des die Freier täuschenden Gewandes beschäftigt ist, Pallas Athene rathend gegenübertritt; Prometheus, welcher den Menschen formt, und endlich Thetis, welche bei Hephästos die Waffen für Achillens erbittet. Philipp Veit hat sich hier in den Charakter der Antike trefflich hineinzudenken gewußt. Für die Treppenwand schuf Veit den Entwurf zu einem Fackelwettlauf und überdies hat er einen der Säle mit dem berühmten Frescobilde geschmückt: „Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christenthum." Dem Bilde ist ein großer nationaler und culturhistorischer Zug eigen. Die ihm hierauf gewordene Aufgabe, den Kaisersaal in Frankfurt a. M. auszuschmücken, hat er trefflich gelöst. Es ist dabei charakteristisch,*) daß dem kirchlich gesinnten Mann die beiden Erneuerer der römischen Kaiserwürde, Karl der Große und Otto der Große, die bei aller Selbstständigkeit doch auch treue Anhänger der Kirche und des Papstes waren, am besten gelangen. Besonders macht Karl der Große, der im feierlichen Ornate auf dem Throne sitzt und von der Mitte der Saalwand die ganze Reihe der Kaiser überschaut, einen imposanten Eindruck.

Der geschichtliche Sinn, der Philipp Veit auszeichnete, qualificirte ihn trefflich zum Lehrer Alfred Rethels, des großen Historien-Malers. Unter Leitung Veit's wurde Rethel jenes gewaltige Genie in der

*) A. a. O., S. 151.

Historien-Malerei, das wohl einzig dasteht. Außer Rethel gehörten noch andere hervorragende Künstler zu seinen Schülern: so Ihlée, Lasinsky, Settegast und Pohle. Als Lehrer besaß er die nicht genug zu schätzende Eigenschaft, daß er die Eigenart der Schüler verstand und sie auf den ihrer Anlage am meisten zusagenden Weg hinweisen konnte, so daß sein Einfluß für eine Reihe tüchtiger Künstler ein bestimmender und bleibender wurde. Seine hohe Bildung schützte ihn dabei vor Einseitigkeit und erlaubte ihm auch fremde Richtungen zu schätzen, solange sie nicht seiner religiösen Anschauung und seiner damit zusammenhängenden Ueberzeugung von der Aufgabe der Kunst feindlich und Vernichtung drohend gegenübertraten.

Im Jahre 1843 legte der strengkirchliche Veit die Directorstelle freiwillig nieder, nachdem man trotz seiner Einsprache Lessings Hußgemälde für das Städel'sche Museum angekauft hatte, und wanderte mit seinem Atelier in das Deutschordenshaus zu Sachsenhausen, welches ihm der Deutschmeister Maximilian, Erzherzog von Este, großmüthig zur Verfügung stellte.

Zehn Jahre später, 1853, siedelte er nach Mainz über, wo er als Director der städtischen Bildergallerie sein Atelier im churfürstlichen Schloß einrichtete und seine künstlerische Laufbahn mit dem Bildercyclus aus dem Leben Jesu beschloß, welcher, von ihm entworfen und von seinen Schülern Settegast, Herrmann und Lasinsky ausgeführt, eine Zierde des Mainzer Domes bildet. Er starb im hohen Greisenalter von 84 Jahren in der Nacht vom 17. auf den 18. December 1877. Ein offener und heiterer Sinn, verbunden mit dem vollen Ernst einer echten künstlerischen Lebensauffassung, sowie edle Charaktereigenschaften zeichneten ihn aus und gewannen ihm die Verehrung all' derjenigen, die mit ihm je in Berührung kamen.

Seine Werke haben etwas Einschmeichelndes und Gewinnendes, eine eigenthümliche Großartigkeit, verbunden mit edler und naiver Anmuth. Ueberall blickt das Studium Rafaels durch. Seelenvolle Ruhe des Vortrags und ernster, feierlicher Ausdruck gehen Hand in Hand mit einer gewissen Heiterkeit, Bescheidenheit und Milde.

Die religiös-kirchliche Richtung, die sich durch sein Leben und seine Schöpfungen wie ein rother Faden hindurchzieht, weist entschieden auf seinen Ahnherrn, Moses Mendelssohn, hin, nur fehlte diesem selbstverständlich das

fanatisch-christlich-orthodoxe, katholisch-mystische Element, welches dem Enkel in so markanter Weise eigen war. Neben frommen Bildern hat er auch fromme Lieder geschaffen, doch gefallen mir die ersteren weit besser wie die letzteren. Mag hier zur Kennzeichnung seiner religiösen Poesie nur das nachstehende Lied mitgetheilt werden:

Es ist ein Schmerz, der Sünde Lohn,
Der trägt in sich den Tod; —
Und ist ein Schmerz, des Lichtes Sohn,
Der heilt der Seele Noth.

Der Freuden auch ist eine schlecht,
Zu der die Hölle gleißt;
Und eine Freude ist gerecht,
Weil sie aus Gottes Geist.

Es ist ein Feuer, das verzehrt
Und brennet zum Gericht;
Und eines, das erwärmt und nährt,
Der Seel' ein mildes Licht.

Ein Muth, der ist der bösen Art
Und ist nur Uebermuth; —
Ein Muth, mit Demuth stets gepaart,
Gewinnt des Himmels Gut.

Es ist ein Tod, der ist Verlust,
Weil er den Geist verdirbt,
Ein andrer Tod ist mir bewußt,
In dem der Tod erstirbt.

Nur eines kenn ich, das in sich
Nicht schlecht vermag zu sein,
Vollkommen, unveränderlich,
Und darum gut allein.

Das ist des ew'gen Gottes Sohn,
Der liebevolle Christ,
Der alles Guten Preis und Kron'
Und Ziel und Quelle ist.

In ihm ist Makel nicht, noch Fehl,
Nur Lieb' und Heiligkeit;
Darum bin ich mit Leib und Seel'
Zum Dienste ihm geweiht.

Die Thränen, die ich einst geweint,
Die trocknet er mir ab;
Ein bessrer Schmerz, mit ihm vereint,
Begleitet mich in's Grab.

Verbannt ist jede böse Lust,
Die mir die Welt verleiht,
Und nur an seiner heil'gen Brust
Find ich die Seligkeit.

Aus dem, was sonst in mir geglüht,
Der ird'schen Liebe Band,
Ein andres Leben nun erblüht,
Das ganz ihm zugewandt.

So sei mein Leben in ihm Tod,
Sein Tod mein Leben nun,
Sein Wille werde mein Gebot,
Sein Kreuzesstamm mein Ruhn!

* * *

Der ältere der Brüder, Jonas, nahm nach der Taufe den Namen Johann an. Ihn bestimmte die Mutter ursprünglich zum Kaufmann und er war anfänglich im Hause seines Onkels Abraham Mendelssohn-Bartholdy in Hamburg und hierauf in Berlin beschäftigt. Später erkannte er seinen wirklichen Künstlerberuf und er studierte zusammen mit seinem Bruder Philipp im Atelier von Matthäi in Dresden, der nachher Director der Dresdner Gemäldegallerie wurde. Auf vieles und langes Zureden seiner Mutter ließ er sich, gleich seinem Bruder Philipp, taufen. Er reiste zu diesem Behufe nach Wien und erhielt am 26. Juli 1810 von dem Nuntius Severoli die Taufe und den

Namen Johann. Unter seinen Taufpathen befand sich u. A. der Convertit und Dichter Graf Friedrich Leopold Stolberg. Dieses Convertiren gefiel dem Vater, Simon Veit, durchaus nicht und er gab seiner Mißstimmung darüber in den Briefen an seine Söhne wiederholt Ausdruck, aber seine väterliche Liebe blieb sich trotzdem immer gleich. In einem interessanten Brief, geschrieben unmittelbar nach der Taufe seiner beiden Söhne, sagt er u. A.: „Ueber das Vorgefallene zwischen uns wollen wir einen Schleier ziehen und es der Vergessenheit übergeben. Ich werde Euch beide nicht aufhören zu lieben und das Mögliche thun, wenn wir auch in Rücksicht der Religion nicht einerlei Meinung sind. Moral und Religion, bürgerliche Rechte und bürgerliche Pflichten sollten zwar immer Hand in Hand gehen, allein mit dem Unterschied, daß die Moral und alle bürgerliche Pflicht für alle Menschen nur die eine und nämliche ist; ihr Wesen ist in der Natur des Menschen gegründet, abgesondert von allem Ewigen und Göttlichen. Die Moral ist für den Menschen im praktischen Leben, was die Logik für den Verstand ist. Die Moral ist der Wegzeiger, durch ihre Grundsätze werden wir sanft und glücklich durch die Welt geführt, ihre Grundsätze sind einfach und allgemein. Es giebt nur eine Moral für alle Nationen, für alle Menschen von Anbeginn der Welt bis zum jüngsten Tag, und diese kann mit den Worten ausgedrückt werden: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“ Religionen aber hat es vom Beginn der Welt bis jetzt viele gegeben, und werden wahrscheinlich noch viele, zwar nur anders modificirt, folgen. Wenn indessen die Religion von der Toleranz beleuchtet wird, wenn sie mit der Moral Hand in Hand gehen darf und gehen kann, dann thun sie sich unter einander nicht nur keinen Schaden, sondern sie nähern sich so lange gegen einander, bis sie fast neben einander fortlaufen. Also, mein lieber Sohn, so lange wir nur verschieden in der Religion, aber in unseren moralischen Grundsätzen eins sind, wird nie eine Trennung zwischen uns vorfallen. Glaube nur nicht, wenn Du zu einer anderen Religion übergegangen, daß die Millionen Menschen, die andere religiöse Grundsätze haben, arme Sünder und Gott verhaßte Menschen sind, die an der ewigen Seligkeit nicht Theil haben können! Dieser Glaube hat schon oft den Freund vom Freunde, den Vater vom Kinde, den glücklichen Gatten von seiner geliebten

Frau getrennt und hat nichts wie Unheil angerichtet!"*) . . . Das sind wahrhaft goldene Worte!

Von Wien reiste Johannes nach Rom — am 23. Februar 1811 —, wo er Overbecks Kunst- und Gesinnungsgenosse wurde. Bald nach dem am 1. October 1819 erfolgten Tode seines Vaters vermählte er sich in der katholischen Kirche zu Berlin mit Flora Ries, die am 18. December 1821 in Wien gleichfalls von dem Judenthum zum Christenthum übergetreten war. Er starb zu Rom, seinem ständigen Wohnsitze, in Folge eines Schlagflusses am 18. Januar 1854, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Acht Jahre später, am 21. April 1862, folgte ihm seine Wittwe in's Grab. Beide wurden in der Kirche „al Gesù" beerdigt.

Nicht so fruchtbar und bedeutend wie sein Bruder, hat er doch einige recht schätzenswerthe Gemälde geschaffen, so z. B. „Maria im Garten." Man sieht das Jesuskind nachdenklich an den Schooß Marias gelehnt und einen Engel, der anbetet; ein Bogenfenster mit Basrelief aus der Geschichte Mariä umschließt das Ganze; ich nenne ferner das Bild: „der Bischof Alphons Liguori", den heiligen Johannes — in der Pfarrkirche zu St. Michael in Heiligenstadt — und zahlreiche Porträts, wie z. B. die zwei Kinder der Gräfin Zichy u. v. A.

Sehr treffend sind die künstlerisch-kritischen Urtheile Johannes Veit's, die er in seinen zahlreichen Briefen an Cornelius, Overbeck, seine Verwandten ꝛc. ausgesprochen. In den deutschen Künstler-Kreisen zu Rom war er sehr beliebt. Am 9. December 1816 wurde er in den deutschen Künstlerorden zu Rom aufgenommen und es wurde ihm zu Ehren folgende Aufnahme-Urkunde**) ausgestellt:

„Johannes Veit, gebürtig von Berlin.

„Zur beständigen Erinnerung an den Hauptgrundsatz unseres Ordens: Die Wahrheit, und an das geleistete Versprechen: Diesem

*) Dorothea v. Schlegel v. Dr. J. M. Raich, B. 1., S. 437 ff.

**) Den Kopf der Aufnahmeurkunde ziert ein Kupferstich, St. Lucas darstellend, wie er das Evangelium schreibt; vor dem Schreibpult liegt der Opferstier, an der Seitenwand lehnt ein Mutter-Gottesbild, davor Palette und Pinselbüschel; in den oberen Seiten-Ecken schweben Schwert und Fackel. Das Datum am Fuße: „10. Heumond 1809" bezeichnet den Stiftungstag des Vereins.

Grundsatz lebenslang treu zu bleiben, für sie zu arbeiten mit allen Kräften und hingegen jeder akademischen Manier eifrig entgegen zu wirken, und zugleich als ein Zeichen unserer Liebe und Hochachtung, mit der wir Ihn jedem neuen Mitgliede des Ordens für immer zur freundlichen und brüderlichen Aufnahme empfehlen, schriebens unserem Freunde und Bruder Johannes Veit

Die Mitglieder des Ordens:

Johann Friedrich Overbeck.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen.

Joseph Sutter.

Nur aus der Wahrheit strahlt des Lebens Licht zum Ideale,
Die heilige Begeisterung der Liebe für Kampf und Pflicht.

Peter Cornelius.

Werdet stark in der Liebe, denn die Liebe bildete Himmel und Erde.

Friedrich Wilhelm Schadow.

Liebet Alles in dem Einen,
Den Einen aber liebet allein in allen Dingen.

In der Kunstgeschichte werden die Namen Philipp und Johann Veit's fortleben. Wie Moses Mendelssohn, ihr großer Ahne, haben auch sie uneigennützig die Ideale des Schönen, welche in ihnen lebten, zu verwirklichen gesucht. Ganz anders freilich haben sie, gleich ihrer Mutter, die Religion aufgefaßt; das Bekenntniß ging ihnen höher wie der Humanitätsgedanke, aber wer wird deshalb mit ihnen rechten, wer eine Uniformirung der Gedanken wünschen wollen? Wie sagt doch Saladin in „Nathan der Weise“:

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse!

XVI.

Die Gelehrten der Familie Mendelssohn.

Es giebt einige wenige Gelehrten- und Künstlerfamilien, wo „Urahne, Großmutter, Mutter und Kind“ gleichsam das Privilegium haben, durch geniale Schöpfungen über ihre Zeitgenossen hervorzuragen. Eine solche Dynastie des Geistes jedoch, wie sie die Mendelssohn'sche Familie repräsentirt, in der so mannigfaltige Begabungen zu Tage getreten sind, hat es im Allgemeinen nur in sehr geringer Anzahl gegeben. Zu den Philosophen, Musikern, Malern, Schöngeistern und Financiers gesellen sich auch die Forscher und Gelehrten, denen ich noch einige Worte der Beachtung widmen will, um damit die Chronik des Hauses Mendelssohn abzuschließen.

Rebecca Mendelssohn-Bartholdy, die Schwester Felix's und Fanny's, vermählte sich im Mai 1832 mit dem Mathematiker Gustav Peter Lejeune Dirichlet. Dieser, geboren am 13. Februar 1805 in Düren, studirte Mathematik und habilitirte sich mit 21 Jahren schon als Privatdocent für dieses Fach an der Breslauer Universität. Im Herbst 1828 wurde er Lehrer der Mathematik an der Kriegsschule in Berlin, in welcher Stellung er bis zu seiner Uebersiedelung nach Göttingen im Jahre 1855 verblieb. Gleichzeitig mit seiner Anstellung an der Kriegsschule wurde er auch außerordentlicher Professor an der Berliner Hochschule. Im Jahre 1855 wurde er nach Göttingen berufen, um den verwaisten Lehrstuhl des großen Mathematikers Gauß einzunehmen, wo er am 5. Mai 1859 starb. Seine äußerst wichtigen und stilistisch ebenso wie inhaltlich meisterhaften Arbeiten auf dem Gebiete der höheren Analysis sind größtentheils in dem Journal für Mathematik von Crelle und in den Abhandlungen der Berliner

Akademie veröffentlicht worden. Seine Vorlesungen über Zahlentheorie gab Dedekind, Braunschweig 1871, heraus. Derselbe veröffentlichte auch aus Dirichlet's Nachlaß Untersuchungen über ein Problem der Hydrodynamik, Göttingen 1860.

Durch Alexander von Humboldt wurde Dirichlet in das Mendelssohn'sche Haus eingeführt. Dort verliebte er sich bald in Rebecca, oder, wie sie in der Familie stets genannt wurde, „Bakchen". Diese war eine sehr begabte Frau, deren reizende Reise- und Heimathbriefe voll Esprit und guter Laune sind. Als Probe ihrer Darstellungsweise mag hier nur die folgende Stelle aus einem Briefe: Franzensbad, den 10. Juli 1836, mitgetheilt werden: „Hier sind unglaubliche Festivitäten los, gestern war ein großer Ball für König Otto und die Königin von Bayern. Der ganze Brunnen illuminirt, viel Eleganz, Russen, Adel. Wollt Ihr Euch Otto vorstellen, so denkt Euch einen kleinen, mageren, kränklichen, farblosen Schnubring, der einen Fuß schleppt, keine Vorderzähne hat, was man seiner Sprache auch anhört, und schwerhörig ist. Aber doch hat mich das arme Wurm gerührt und die schweren Füße waren wohl weniger an seinem schlechten Tanzen Schuld, als das schwere Herz, das mithüpfen mußte. Ich habe mir die ihn umgebenden Griechen genau angesehen, welche ihn strangliren würden; sie haben Alle boshafte und gar nicht hellenische Physiognomien. . . . Ich hatte einen guten Platz und konnte die ganze Comödie recht in der Nähe sehen, wie der Ceremonienmeister sie reihenweis vorstellte, die Königin Jedem etwas Angenehmes sagte, wie die sehr hübsche Tochter des Herzogs von Oldenburg den Kammerherrn abschickte und R's Schwiegersohn zum Tanze auffordern ließ, und wie sie knixten und kein Ende. O Welt! Getanzt haben nur die russische Clique und die höchsten Herrschaften. Die Russen äffen hier ihr Reich im Kleinen nach, dominiren Alles, thun als ob sie zu Hause wären, spielen auf der für alle Welt zum Gehen bestimmten Promenade Zeck, wobei die Männer mit ihren ungebildeten Reutenstimmen schreien wie besessen und den, ich selbst kann's nicht leugnen, sehr hübschen Frauen beinahe die Kleider vom Leibe reißen. Kein Anderer, vornehm oder gering, wagt sich an sie heran. Eine Frau von M. ist unter ihnen, bei der werden mir Armide, Circe, Sirene und Consorten klar. Schöneres sah ich nie und doch hat sie nicht einen,

Gutmüthigkeit oder irgend ein Gefühl verrathenden Zug im Gesicht, Alles kalt berechnet, ich behaupte, sie kennt Gift und Dolch, aber so göttlich schön, so verführerisch reizend, man kann nicht von ihr weggehen, und ich würde es sogar Dirichlet nicht übel nehmen, wenn er unglücklich vor Liebe wäre. Aber sie weiß wohl, wen sie mit ihren Götteraugen ansieht: nur Grafen und Prinzen. Solch' eine feine Kokette aus einem Roman ist mir noch nicht vorgekommen und kein Mensch kann sagen, worin eigentlich die Koketterie besteht; angezogen wie ein Kind mit einem weißen Kleidchen und ein paar frischen Blumen im Haar, aber nicht ein unberechneter Faden. Gott! wie unschuldig sind die Berlinerinnen! Dies raffinirte Wesen kennt man doch bei uns nicht!"

Man sieht, Rebecca Dirichlet war eine echte Berlinerin, mit Spreewasser getauft!

Dirichlet hatte sich in Berlin an der politischen Bewegung jener Zeit betheiligt. Er war ein ebenso freisinniger wie freimüthiger Mann und fand in seiner Gattin eine Bundesgenossin auch in politicis. Sie war so eine Art von Varnhagen von Ense, denn ihre Aufzeichnungen sind durchaus schneidig und enthalten sehr satirische Bemerkungen über manche krankhafte Strömungen und Auswüchse jener Zeit.

Sie starb am 1. December 1858. Der Gram über den Verlust seiner über Alles geliebten Frau warf auch Dirichlet aufs Krankenlager und am 5. Mai 1859 folgte er ihr in ein besseres Jenseits nach.

Der Abgeordnete Dirichlet, Mitglied der deutsch-freisinnigen Partei im deutschen Reichstage, ist der Sohn beider und hat die „Schneidigkeit" von ihnen geerbt.

* * *

Auch ein Geschichtsschreiber ist aus der Mendelssohn'schen Familie hervorgegangen: es ist dies Karl Mendelssohn-Bartholdy, Sohn von Felix. Am 7. Februar 1838 in Leipzig geboren, studirte er hier und in Berlin Jurisprudenz und Philosophie. Nachdem er 1863 zweimal Griechenland bereist hatte, habilitirte er sich 1864 als Privatdocent für Geschichte in Heidelberg und folgte 1867 einem Ruf als Professor der Geschichte in Freiburg i. Br. Seine Schriften zeichnen sich durch große Gründlichkeit, Schärfe des Urtheils und lichtvolle

Darstellung sehr vortheilhaft aus. Ich nenne hier nur die folgenden: Die Biographie des Grafen Johann Capodistrias; der Rastatter Gesandtenmord; Goethe und Felix Mendelssohn-Bartholdy: Geschichte Griechenlands von 1453 bis auf unsere Zeit (2 Bände); Biographie von Friedrich von Gentz. Außerdem gab er u. A. den Briefwechsel zwischen Gentz und Pilat, den des Generalpostmeisters von Nagler mit E. Kelchner und den des Generals von Rochow mit eben demselben heraus.

* * *

So manche der Lichtgestalten, die ich hier heraufbeschworen, damit unser Auge an diesen reinen Erscheinungen sich erquicke, können uns als Vorbilder dienen: sie predigen Duldung und Liebe und sie lehren, daß Lauterkeit des Herzens und Reinheit der Gesinnung den wahren Adel des Menschen ausmachen. Und so mögen wir Alle das Wort des Dichters beherzigen:

Ruh'n oben die Sterne
Und unten die Gräber,
Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten!

Buchdruckerei von Arthur Schönfeld in Dresden.

Neueste Erscheinungen aus **E. Pierson's Verlag** Dresden und Leipzig:

Die Augen der Assunta

und andere Novellen

von

Eufemia Gräfin Ballestrem.

Broch. ℳ 4.—. In Originalband ℳ 5.50.

Das Fräulein von Villecour.

Roman

von

Adolf Glaser.

2 Bände broch. ℳ 6.—. Eleg. geb. ℳ 7.—.

Ehen werden im Himmel geschlossen.

Roman

von

R. Edmund Hahn.

Broch. ℳ 4.50. Eleg. geb. ℳ 5.50.

Romanzen, Legenden und Fabeln.

Neue Gedichte

von

Gustav Kühne.

II. vermehrte Auflage. Broch. ℳ 2.—. Eleg. geb. ℳ 3.—.

Böse Geister.

Novelle

von

Gräfin M. von Reichenbach.

II. Auflage. Broch. ℳ 4.—. Eleg. geb. ℳ 5.—.

Der Mond.

Ein Gedicht

von

Franz Königsbrunn-Schaup.

Auf holländisches Büttenpapier gedruckt.

Kl. 8° eleg. broch. ℳ 3. —. In Liebhaberband ℳ 4. —.

Lessing-Gedenkbuch.

Zweite Auflage.

In reichem Originalband ℳ 3.—.

Shakespeare-Geburtstagsbuch.

Fünfte Auflage.

In reichem Originalband ℳ 3.—.

Der polnische Resident

Berend Lehmann,

der Stammvater der israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden.

Von seinem Ur-Ur-Enkel **Emil Lehmann.**

Elegant broch. ℳ 1.50.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY MAR 22 1972

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

B
2693
K67

Kohut, Adolph
Moses Mendelssohn und
seine Familie

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 02 08 07 018 4